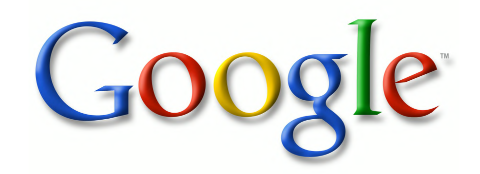
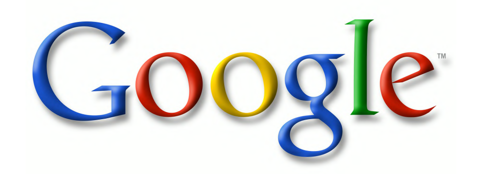
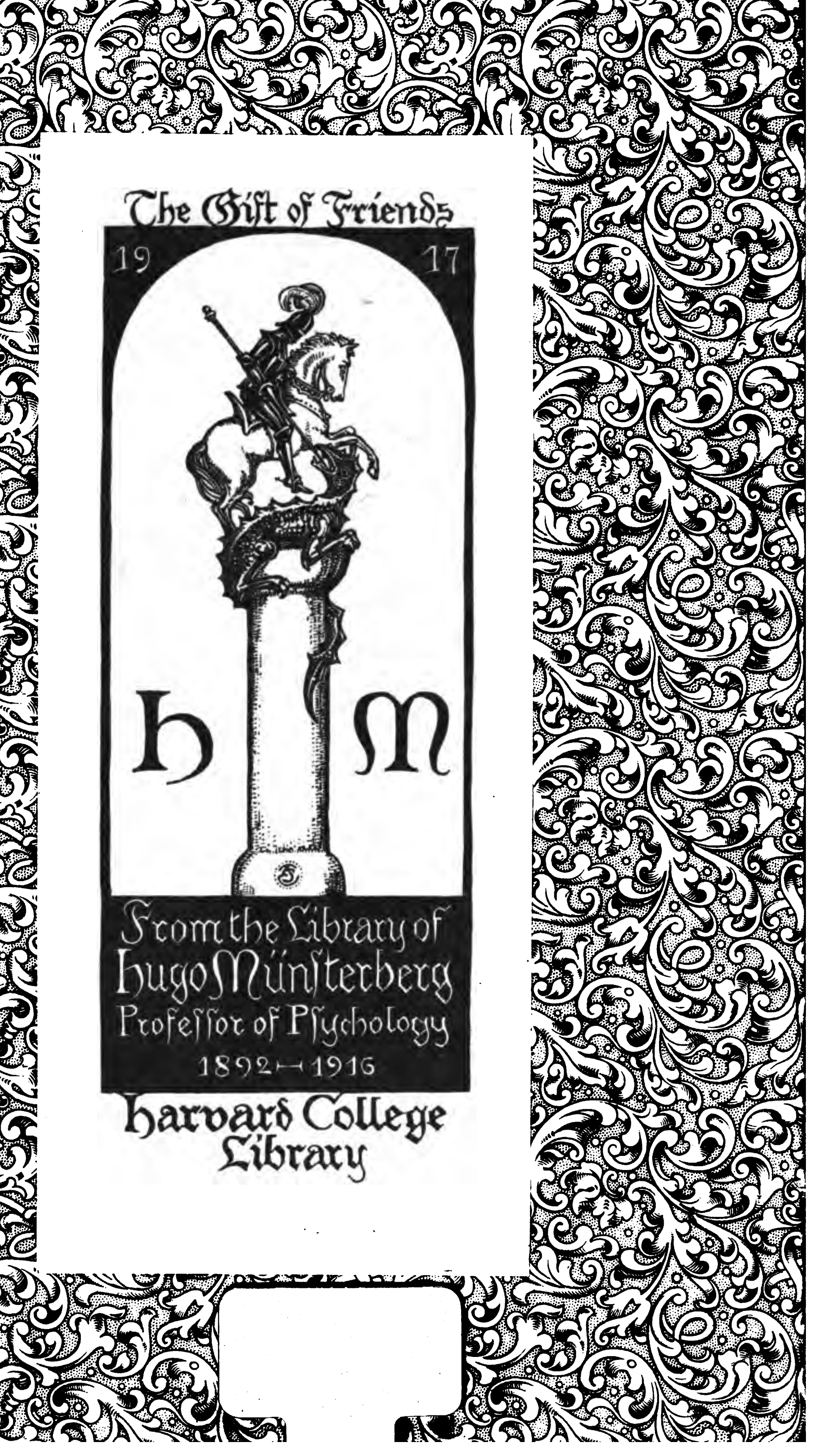
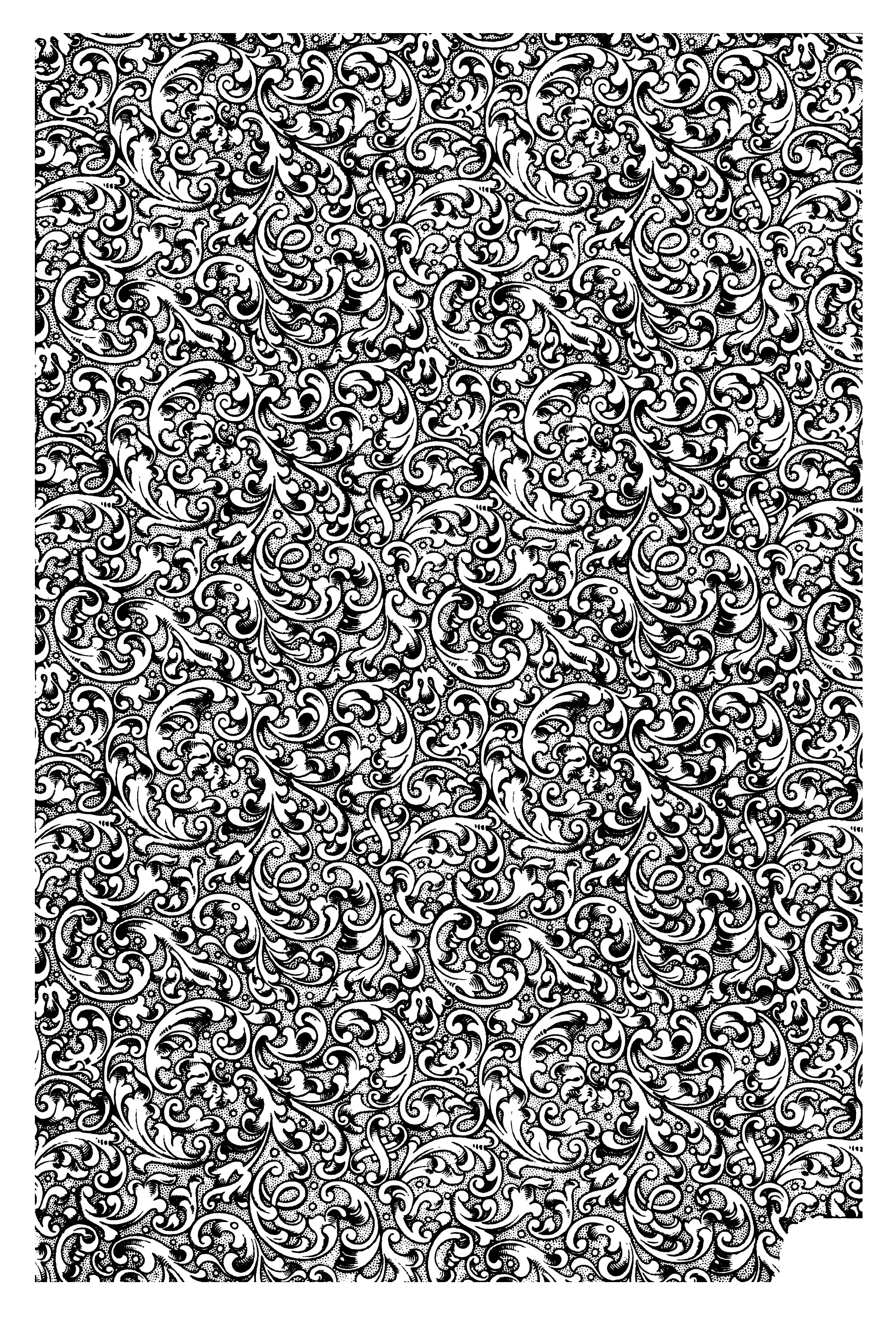





The Gift of Friends
19 17
H M
From the Library of
Hugo Münsterberg
Professor of Psychology
1892–1916
Harvard College
Library



Sonnenblicke vom lateinischen Amerika

Eine Kreuzfahrt nach Westindien, Columbien, Panama und Costa Rica

Von

CARL BECK
(New York)

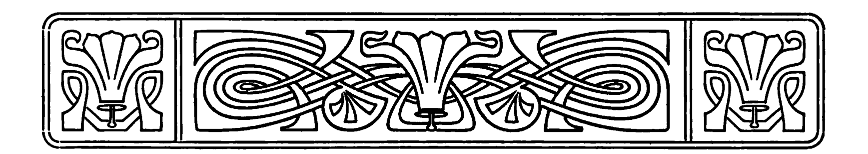
Laß lauern und trauern
Wer will, hinter Mauern,
Ich fahr' in die Welt.
Scheffel.



BERLIN SW 48
Verlag von Leonhard Simion Nf.
1908

Published August 28rd., 1908. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3rd., 1905 by Leonhard Simion Nf. Berlin.

Inhaltsverzeichnis.



Von New York nach Jamaica.

Es sind nur wenige Jahre her, seit man von Vergnügungsreisen in die Länder hört, welche das karaibische Meer umgürten. So enthusiastisch auch die Beschreibungen derjenigen vereinzelten Besucher waren, welche in Geschäftsangelegenheiten das eine oder andere der genannten Gebiete berührten, so schreckte doch die lange Dauer der Reise, welche sich fast ausnahmslos auf Frachtdampfern vollzog, die Unbestimmtheit des Aufenthaltes an dem einen oder anderen Bestimmungsort und der Mangel jeglichen Komforts an Bord der Fahrzeuge ab. Das ist nun ganz anders geworden, seitdem die rührige Hamburg—Amerika Linie einen regelmäßigen Postdampferdienst eingeführt hat, welcher es ermöglicht, einen großzügigen Fahrtenplan mit nahezu mathematischer Präzision einzuhalten.

Zu den sechs Dampfern der ursprünglichen „Atlaslinie" sind nunmehr vier gänzlich moderne, im Stil der neuen Ozeanwindhunde gebaute Prachtdampfer gekommen, welche die Namen der Prinzen des Hohenzollernhauses tragen. Sie setzen nunmehr die sogenannte Prinzenlinie zusammen, sind speziell für den Dienst in den Tropen konstruiert und haben einen Tonnengehalt von 6000. Für die geräumigen Kabinen sind je ein Bett, höchstens zwei, vorgesehen. Sie besitzen einen eigenen Ventilator, durch welchen in heißen Gegenden eine

angenehme Brise zugeführt wird. Die Deckkammern verfügen sogar über besondere Badezimmer und vermögen mit ihren Messingbetten, Sofas, Tischen, Schränken und ihren großen viereckigen Fenstern ein kleines kosiges Heim auf dem Festland vorzutäuschen. Daß Speisen und Getränke dieser schwimmenden Hotels vortrefflich sind, bedarf kaum der Erwähnung. Sie werden gewürzt durch die nicht unansehnlichen Leistungen der acht Mann zählenden Schiffskapelle, deren fröhliche Weisen uns in der Ferne gar oft in die Heimat versetzten.

Am 21. Dezember letzten Jahres schifften wir uns an Bord des Prinzen Joachim ein. Es war ein herrlicher Wintertag, wie ihn das mit Unrecht geschmähte New-York so oft beschert. Von einem blauen Himmel schien die Sonne hell und wärmend herunter und ließ die einzig schöne Bai wie in Tausenden von Prismen glitzern. Um zwei Uhr sollten wir die Hudsonmetropole verlassen, aber an dem Pier, an welchem unser Dampfer vor Anker lag, hatte sich so viel Sand und Schlamm angesetzt, daß wir auf den Eintritt der Flut warten mußten. Diese war unhöflich genug, sich erst zwei und einhalb Stunden später vollwertig einzustellen und auch dann bedurfte es der vereinten Kräfte zweier Dampfschlepper, uns aus dem gar zu anhänglichen Flußbett herauszuziehen. Als unsere Maschine tatkräftig eingriff, so daß sich der Koloß endlich bewegte, geschah es, daß etwas Sand in den Maschinenzylinder geriet, wodurch unsere Reise in ihrem weiteren Verlauf beeinflußt werden sollte.

Unter den bekannten Klängen der guten alten Melodie: „Muß i denn, muß i denn, zum Städtle hinaus“ schweben wir nun in die Fahrstraße des amerikanischen Rheins hinaus, an den Wolkenkratzern vorbei, in deren Scheiben sich die Abendsonne in rötlichem Glanze wiederspiegelt und auf die Insel Staten Island zu. An der majestätischen Statue der Freiheit,

welche mit erhobener Fackel den Einwanderer freundlich ermunternd grüßt, kommt uns ein Schiffsungetüm entgegen. Da es die deutsche Flagge zeigt, so schlagen unsere Herzen gleich um zwei Takte schneller. Die Taschentücher fliegen heraus und wedeln den Passagieren des Lloyddampfers „Kronprinz Wilhelm“ entgegen. Wie stolz und sicher es über die Wogen fährt! Ja, mit solchem Material kann Deutschland in der ganzen Welt Staat machen.

Bei Sandy Hook erreichen wir den Atlantischen Ozean. Wir drehen nun direckt nach Süden und grüßen die Strandlichter, welche die fashionablen Badeorte New Jerseys andeuten, die übrigens, mit Ausnahme von Long Branch, über Winter außer Kurs gesetzt sind.

Am anderen Morgen, es ist Sonntag, erweckt uns ein Choral, welchen die Schiffskapelle trefflich vorträgt, aus süßem Schlummer. Wir sind nun auf hoher See. Ueber uns lacht ein blauer Himmel. Mit Entzücken saugen wir die staubfreie, ozonreiche Luft ein und fühlen den Stoffwechsel mächtig angeregt. Ein Gefühl tiefer Zufriedenheit bemächtigt sich des im nervenzerrüttenden Milieu der Metropole mißhandelten Systems. Die Seele wird weich und schmilzt unter den mächtigen Klängen des Chorals dahin. Man hat wieder einmal Zeit, an die unschuldvollen Tage der Kindheit zu denken, als die Grausamkeit des Kampfes ums Dasein dem Herzen noch nichts von seiner Ursprünglichkeit geraubt hatte.

Der Deckstewart scheucht durch seine Einladung zum Frühstück diese Reflexionen peremptorisch hinweg.

Die plebejischste aller Übelkeiten, die Seekrankheit, hat bis jetzt noch niemanden erfaßt. Bei Schwatzen und Schmatzen wird die Frühstücksstunde angenehm tot geschlagen, und der Tag vergeht unter Anknüpfung neuer Bekanntschaften und unter Anhörung der Schnurren unseres

1*

trefflichen Kapitäns in der angenehmsten Weise. Kein Häubchen kräuselt den Ozean, welcher wie ein wohlerzogenes Kind, das kein Wässerchen trüben kann, sich in seiner Unendlichkeit vor uns hindehnt. Gegen Abend passieren wir das schlecht beleumundete Kap Hatteras und glauben nunmehr, da der Wellenfriede fortdauert, allem Ungemach entronnen zu sein. Aber, o fallacem hominum spem! In der Nacht war es im Rat der Götter beschlossen, uns fühlen zu lassen, was der anscheinend so friedliche Ozean leisten kann. Wehe, wenn er losgelassen! Nach Mitternacht begann erst ein leichtes Stampfen, dem sich alsbald ein höchst ungemütliches Rollen beigesellte. Wer noch nicht geglaubt hatte, daß der wackere Galilei recht hatte, der wurde sehr nachdrücklich eines besseren belehrt. Denn wenn er nach vorn strebte, so schleuderte ihn die Schiffsbewegung nach hinten. Die Koffer, Stiefel und sonstigen nützlichen Gerätschaften traten eine geräuschvolle Rundreise in den Schlafkammern an und taten sich schließlich zu einer unheimlich malerischen Gruppe, gleich der deutschen Einigkeit, zusammen. Die sogenannte göttliche Salzflut fuhr neugierig in die Kabinenfenster hinein, gleich als ob sie fragen wollte: „Ist vielleicht eine Douche gefällig?“ Es sind nur zwei Schritte, welche uns vom Badezimmer trennen, aber wieviel Aufwand von Balanceberechnung bedarf es, dort zu landen! Die Handtücher pendeln an den Wänden, wie ein altmodischer Perpendikel, und wenn man nicht rasch zufaßt, so greift man mit tödlicher Sicherheit daneben. Im Bade ahmt man Woglinde nach und wiegt sich, der Not gehorchend, nicht dem eig'nen Trieb, von einer Seite auf die drei anderen. Massage wird auf das nachdrücklichste vollzogen, trotzdem sich hierzu kein einziger Finger krümmt.

Auf Deck hat sich die gestrige lyrische Physiognomie in

eine dramatische verwandelt. Das schöne Geschlecht glänzt durch Abwesenheit. Nur einige seefeste Männer wagen es, da oben auszuharren und das großartige Schauspiel zu bewundern, welches die in ihren Tiefen aufgewühlte See darbietet. Haushoch wachsen die Wellenkämme vor uns umher, als wollten sie uns im nächsten Augenblick zu einem Nichts zertrümmern, aber da ist unser stolzes Fahrzeug auch wieder auf ihrem Rücken und schwingt sich dann wieder elegant ins Wellental hinunter, um im nächsten Augenblick abermals hochgehoben zu werden. Da kann man es schon mit der Angst zu tun kriegen. — „Denn die Elemente hassen das Gebild aus Menschenhand.“ Ja, fürwahr, die Elemente sind gewaltig, aber noch gewaltiger ist des Menschen göttlicher Geist, der die Elemente zähmt und zwingt und in unheimlichem Sturmestosen das schwankende Schiff dem Kompaß unterwirft und sicher dem Hafen zusteuert.

Unser braver Kapitän steht fest und treu auf der Kommandobrücke und läßt sich auch hie und da eine wilde Böe in das wetterfeste Antlitz spritzen, ohne mit der Wimper zu zucken. Ein fragendes Lächeln beantwortet er mit der kühnen Behauptung, daß das Wetter prachtvoll und die See nur mäßig bewegt wäre. Gegen Abend wurde diese „mäßige Bewegung“ höchst unmäßig, ja, es schien, als ob alle Teufel losgelassen wären, und vom Schlafen war keine Rede. Wir wurden in unseren Betten hin- und hergeworfen, daß es eine Art hatte, und dachten schon daran, uns festzubinden, um endlich ein Auge zutun zu können. Mehrere Passagiere sowohl als einige der jüngeren Mitglieder der Schiffskapelle gerieten völlig aus dem Häuschen und glaubten, ihr letztes Stündlein wäre nahe. Die Furcht erreichte ihren Höhegrad, als eine Treppe in der zweiten Kajüte zusammenbrach und sich über den Küper, welcher in seine zusammengerutschten Eßwaren etwas Ordnung bringen wollte, eine Sturzsee ergoß, welche

ihn derart gegen die Brüstung schleuderte, daß er hilflos liegen blieb. Dr. Gebhard, unser liebenswürdiger Schiffsarzt, ersuchte mich, ihm bei der Behandlung behilflich zu sein, da eine Verletzung am Ellbogen eine plastische Operation nötig machte. Dieselbe vollzog sich bei dem hohen Seegang unter großen technischen Schwierigkeiten und ich konnte nur unter Aufbietung größter Energie meiner ungemütlichen Gefühle in der engen dunstigen Kammer des Verletzten Herr werden.

Es war, als ob mit diesem Opfer Poseidons Grimm bewältigt wurde, denn um Mittag glätteten sich die Wogen allmählich. Gegen abend begann im Speisesaal ein geheimnisvolles Raunen und Regen. Die Stewarts hatten einen veritablen Tannenbaum aufgesetzt, denn heute war ja der 24. Dezember. Aus alten Zigarrenkistchen wurden Häuschen geschnitzt und mit kühnlich schillernden Farben bemalt. Zu Beginn des Soupers sangen die Stewarts, begleitet von der Kapelle: „Stille Nacht, heilige Nacht“ von den Höhen des Damensalons herunter. Die Hütte des Erlösers, die lieben Engelein und vor ihnen knieend die drei Weisen aus dem Morgenlande, waren mehr schneidig als künstlerisch nachgeahmt, aber über dem ganzen lag doch ein unendlicher Zauber. Und die Schiffsgesellschaft, die außer der Mannschaft nur wenige Deutsche zählte, erkannte dies auch tief gerührt an. So feierten wir denn das Christfest auf hoher See; auf den Tannennadeln lagen weiße Baumwollfasern, welche die Schneeflocken andeuten sollten und durch die Fenster drangen schon von Florida her subtropische Lüfte.

Am Schluß des Mahles fand ein spaßiger Umzug der Stewarts statt, welcher dadurch eingeleitet wurde, daß die elektrischen Lampen zu einem Dämmerlicht heruntergeschraubt wurden. In diesen magischen Dust hinein erklangen die schneidigen Töne eines Phonographen. Dann wurde es stock-

dunkel. Nun öffnete sich die Haupttüre und herein trat, von dem großen bartlosen Stewart des Rauchzimmers dargestellt, Frau Germania, von Uncle Sam, welcher in seinem Bocksbart und dem gigantischen Filzhut sehr komisch aussah, geführt. Dieser sinnigen Zusammenstellung folgte selbstverständlich der deutsche Student in Pekesche und Kanonenstiefeln, die lange Pfeife im Mund und mit einer roten Nase behaftet, welche durch einen elektrischen Taschenapparat häufig zum Glühen gebracht wurde. Das Gefolge trug jeweils eine mit Rahmeis gefüllte Platte, welche durch einen sinnreichen Mechanismus von innen erleuchtet wurde. In dem etwa dreißig Dienstmannen zählenden Zug befanden sich alle mögliche Nationalitäten, der dürre Sohn Albions neben dem stämmigen Irländer, der bezopfte Chinese neben dem Hottentottenhäuptling und der deutsche Kürassier am Arme eines langstieligen pennsylvanischen Farmers. Nun rückte man auch mit dem Champagner heraus und ließ den Kapitän und seine Schiffsmannschaft hoch leben.

Am ersten Weihnachtsfeiertag schien uns die Tropensonne, sozusagen völlig unverfroren, durch die offenen Kajütenfenster. Nun hieß es: Winter ade! Die sorgliche Hausfrau hatte zum Glück für Sommerkleider gesorgt und nun ging es an eine gehörige Metamorphose. Das allerleichteste Material war gerade noch dünn genug. Ja, man muß bei einer Reise in die Tropen alle möglichen Kleidervarietäten mit sich führen, von den dünnsten bis zu den dicksten Stoffen, denn im Gebirge wird es des Abends auch in den Tropen kalt. Nicht umsonst nannte ich meinen Schiffskleiderschrank das Lokal zu den vier Jahreszeiten, denn Pelzmütze und Strohhut schmiegten sich dort friedlich aneinander.

Auf dem Deck regiert anstatt des heißen Grogs die Eislimonade, statt der Pelzhandschuhe wiegt sich der Fächer

und statt der Tränen, welche der rücksichtslose Seewind auch aus Männeraugen gelockt, perlen jetzt Schweißtropfen. Die See ist tiefklar, wie im tyrrhenischen Meer, die Luft herrlich und trotz der sehr erhöhten Wärme keineswegs drückend. Am Nachmittag tauchen die Höhen der Bahamainsel San Salvador vor uns auf. Bald erkennen wir den hohen Leuchtturm, unter welchem, etwa 200 Fuß von der Küste entfernt, die Umrisse des Denkmals von Kolumbus schwach zu erkennen sind. Welche Gefühle bewegen uns beim Anblick dieses Fleckchens, welches den Ausgangspunkt einer neuen Ära der Weltgeschichte bedeutet. Denn im Frührot des 12. Oktober 1492, als auf der elenden Karavelle des unsterblichen Genuesen der Ruf „Land“ sich von den Lippen der schon desparat gewordenen Mannschaft löste, da ist die Menschheit zum zweiten Mal geboren worden. Von diesem Tage an wich das Dunkel des Mittelalters dem neuen Licht. Wie muß man den Entdecker der neuen Welt bewundern, welcher den Stürmen, welche Gelehrtendünkel und Ozeantücke ihm entgegenwälzten, seinen sieghaften Genius und seine unglaubliche Energie entgegensetzte. Und wie hat man es ihm damals gelohnt! Wir nähern uns auf etwa zwei Meilen und erkennen kleine weiße Häuschen zwischen hohen Kokospalmen. Die Indianer, welche Kolumbus seiner Zeit bewillkommneten, nannten ihr Eiland Guanahani, nüchterne Engländer tauften es Watlins Island.

Spät am Abend erkennen wir die Leuchttürme von Bird Rock, und eine Stunde später erreichen wir die Fortune Islands, unseren ersten Haltepunkt. Wir sehen nur die dunklen Umrisse der reizenden Inselgruppe gespenstisch zwischen den Leuchttürmen auftauchen. Da sich kein verläßlicher Hafen an diesem, an irdischen Gütern armen, aber an Korallenriffen um so reicheren Strande befindet, so hält

das Schiff in gebührender Entfernung an. Anker kann es wegen der Tiefe nicht werfen und so läßt es sich treiben. Einen Büchsenschuß entfernt von uns fröhnt der Dampfer Altai unserer Linie, welcher wenige Stunden vor uns New York verlassen hatte, derselben beschaulichen Beschäftigung. Der Mond bricht sieghaft durch das grau-



Fig. 1. Anlegen des Bootes von Fortune Islands an unserem Dampfer.

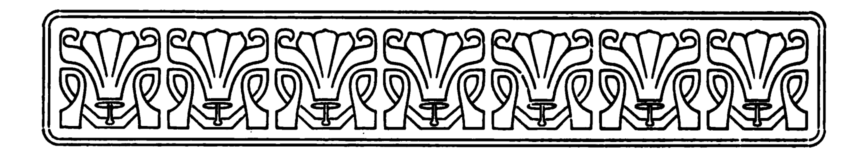
schwarze Gewölk und gießt seinen milden Schein, in ein langes Rechteck geformt, über die dunkle Wasserfläche. Wir unterscheiden nun die Signale eines mäßig großen Bootes, welches durch den vom Mond gekennzeichneten Wasserweg auf uns zurudert. Ihm entsteigen einige zwanzig Vollblutneger, lauter stämmige Gesellen, deren Elfenbeinzähne hinter den wulstigen Lippen im Halbdunkel des Vorderdecks unheimlich glänzen. Sie sollen beim Aus- und Einladen der Fracht in den südlichen Häfen der Schiffsmannschaft helfen.

Ihre sieben Sachen, welche nicht ohne Talent in pittoresque Verpackungsformen gezwängt sind, werden bald verstaut, denn sie trugen nicht schwer daran. Die Bootsleute brachten die köstliche Traubenfrucht, an der wir uns beim Frühstück erlaben, an Bord und erhalten dafür zwei Blöcke Eis, die größte Freude der Insulaner, welche mit Zuhilfenahme dieses von uns so wenig gewürdigten Materials sich die allerbuntesten Weihnachtsgenüsse bereiten. Zuweilen sind dieselben so bunt, daß sie mit einem dreitägigen Katzenjammer gebüßt werden. Nun schallt die Kommandostimme des Kapitäns in die Nacht hinaus, das Boot stößt langsam ab, die Maschine fängt ihren pustenden Sermon an und bald geht es mit Volldampf hinaus, der Windwards Island Passage zu.

Am folgenden Mittag begrüßen wir unter herrlichem blauen Himmel die Südküste von Kuba, der Perle der Antillen. Wir nähern uns so weit, daß wir die starke Brandung, welche die felsige Küste berennt, deutlich sich aufbäumen sehen. Aus den mit Cedern und Palmen bewachsenen Bergwinkeln lugen vereinzelt kleine weiße Hütten hervor. Die Gegend ist wild und der Strand von Dschungeln durchsetzt. Hier befand sich das Dorado der Piraten und im Volksmund kursieren schauerlich schöne Legenden von unermeßlichen Schätzen, welche die beutegierigen Flibustier dort vergraben haben. Wer da eine Springwurzel hätte!

Bald nach Mitternacht wird die Ostküste der Insel Jamaica gesichtet. Die Neugier scheuchte mich, sobald die rosenfingrige Eos am Horizont erschien, von meinem Lager. Ein Blick in die Weite zeigt, daß wir der Küste von Jamaika entlang fahren. Welch herrlicher Anblick!





Jamaica.

Wenn ich mir das Erstaunen vergegenwärtige, welches ich beim Anblick der Königin der Antillen empfand, so muß ich mir vorhalten, daß der Versuch, es zu beschreiben, im Grunde ein vermessenes Beginnen ist, denn wem es nicht vergönnt war, sie selbst zu erschauen, der vermag ihre Schönheit nimmermehr zu erfassen.

Die Alpenkette ist gewiß imposant, aber an Schönheit steht sie weit hinter den Blauen Bergen von Jamaica, die sich bis zu 7000 Fuß Höhe unmittelbar aus dem azurblauen Meere erheben, zurück. Dort die tote Größe, hier die lebendige Natur bis zu höchster Höhe in paradiesischer Farbenpracht. Der Vergleich mit den Seealpen liegt nahe, aber die Blue Muntains überragen auch diese an Schönheit und Majestät. Wahrlich, man nennt Jamaica nicht umsonst das wiedergefundene Eden. Ein wunderbarer Zauber schwebt über den harmonischen Linien dieser Berge, an denen unser Dampfer langsam vorübergleitet, um wieder immer neue Szenerien zu erschließen. Die hellgrünen Ufer, in welche die Königspalme ihre stolz geschwungenen Äste zu tauchen scheint, und die hohen Orangenbäume mit ihren goldenen Äpfeln, weiter oben die Kokospalmen, die Kakaobäume, üppig emporschießende Bananen- und Zuckerplantagen, Ananasfelder und

darüber die Kaffeebäume, welche Früchte und Blüten zugleich tragen. Und dazwischen ein unermeßlicher Reichtum von allerlei blühenden Bäumen, Sträuchern und Pflanzen. Das Alte stürzt nicht in diesem märchenhaften Pflanzenreich, hier gibt es keine Leichen, alles blüht und grünt, und, bevor Ast oder Blatt dahinfällt, ist es schon von neuem Leben umsponnen.

Von dem Pflanzenreichtums Jamaicas mache man sich einen ungefähren Begriff, wenn man hört, daß Herr Britton, der Direktor des New Yorker Botanischen Gartens, kürzlich nicht weniger als 3500 verschiedene Pflanzen von der Insel mitbrachte. Unter denselben befanden sich drei verschiedene Orchideen und zwei Palmenarten, welche bis dato den Botanikern gänzlich unbekannt waren. Zu dieser reichhaltigen Sammlung bedurfte der Gelehrte nur eines sechswöchentlichen Aufenthaltes. Seine Ausgaben waren sehr gering, da er mit seiner tapferen Gattin fast ausschließlich auf einem kleinen Segelschiff wohnte.

Es ist ein herrlicher Tag, welcher uns die gänzlich unbewölkten Gipfel der Blauen Berge zeigt. In der Ferne heben sich die Umrisse von Kingston vom Horizont ab, das Schiff ändert nun seinen Kurs, denn es muß sich zunächst von der Stadt, welche von furchtbaren Korallenriffen umgeben ist, abhalten. Zuerst passieren wir das Städtchen Port Royal, welches auf einem sechs Meilen langen, schmalen Korallenriff aufgebaut ist, das es mit Kingston verbindet. Je weiter wir vorwärts dampfen, desto mehr verkriecht sich das vorher deutlich sichtbare Kingston dahinter. Wir bewundern die Ruinen der alten Forts und die Festungszinnen dieses romantischen Piratennestes, zwischen dessen Mauern herrliche tropische Vegetation emporstrebt. Wir verstehen die Mystik, welche über diesem Eiland schwebt und die alten

Mären, welche von der versunkenen Stadt und ihren unermeßlichen Schätzen fabeln. Tatsache ist, daß das Meer vor zweihundert Jahren einen Teil von Port Royal verschlang und damit den Grund zu den Legenden legte, welche, ebenso wie die Vinetasage, davon berichten, daß man zu besonders geweihten Stunden die versunkenen Türme am Grunde des Meeres erblicken und entferntes Glockenläuten vernehmen könne.

Wir drehen nun in kühner Kurve um Port Royal herum, passieren eine uralte, jetzt verlassene Seefestung, welche seiner Zeit mit hundert Kanonen armiert war und befinden uns nun im Außenhafen von Kingston. Unser Wegerecht ist durch eine große Anzahl von Bojen angedeutet, auf denen in beschaulicher Reihe langschnäbliche Pelikane sitzen. Sie gleichen in ihrer serenen Würde einer vertrockneten Katheder-blüte und scheinen neue Welträtsel auszubrüten.

Noch ehe wir an unserem Pier anlegen, begrüßt uns eine Gesellschaft von etwa zwanzig jungen Negern. Auf winzigen Kanoes steuern uns die Schlingel mit verblüffender Geschicklichkeit entgegen. Und was sie zum Rudern gebrauchen, sind verflossene Zigarrenkisten, beschädigte Teller und ähnliche improvisierte Lokomotionsgegenstände, welche in genialer Drehung zugleich als Steuerruder fungieren. Sobald sie nahe gekommen sind, springen sie wie eine Rotte aufgescheuchter Frösche auf einen Plumps in das durchsichtige Wasser und schreien uns in schlechtem Englisch an. „Mister, give me ten cent“, ist das Grundmotiv der Heulsymphonie, welche die Bande dann anstimmt. Mehr aus Neugier, denn aus christlicher Nächstenliebe rücken wir mit den großen Nickelmünzen heraus, welche von weitem wie preußische Taler aussehen, und werfen sie ihnen zu. Nun aber kam ein Leben in die kleinen Teufel. Erst fahren die Füße kerzengerade in die Höhe, dann folgt

ein mit Lumpen umhüllter Bürzel und zuletzt, — geschlossen hat sich der schwarze Mund — ein Moment absolute Ruhe. Dann taucht plötzlich eine Galgenphysiognomie direkt an der Seite des Dampfers auf, daneben eine zweite. Dann kommt allmählich die ganze Rotte Korah zum Vorschein. In der Mitte hebt sich der glückliche Gewinner der Münze weit empor und zeigt grinsend den ergatterten Obolus zwischen seinen blendend weißen Zähnen. Nun wird die Teilnahme der Passagiere an diesen glänzenden Kunststücken immer reger und es regnet von Münzen. Die Bengel werden des Haschens und Balgens nicht müde und erst das Auflegen der Gangplacke am Dampfer beendigt das grausame Spiel.



Fig. 2. Taucherrotte am Pier in Kingston.

Endlich sind wir angekettet, das Fallreep rasselt herunter, die königlich englische Zollbehörde wirft einen gnädigen Blick auf unser leichtes Gepäck und durch ein Tohuwabohu von Mauleselequipagen suchen wir uns einen Kutscher, dessen Galgenphysiognomie uns am wenigsten entwickelt schien.

Unser erster Besuch galt dem Allgemeinen Krankenhaus,

welches außerhalb der Hafen- und Geschäftszone anmutig zwischen Gärten und Privathäusern gelegen ist. Es ist mit der elektrischen Straßenbahn leicht erreichbar. Auf unserer Fahrt staunen wir über die schreckliche Verwüstung, welche das Erdbeben vom 14. Januar dieses Jahres anrichtete. Das Hospital, obgleich glücklicherweise etwas vom Zentrum der Verheerung entfernt, zeigt ebenfalls noch die Spuren der Erschütterung. Nach außen springen dieselben weniger in die Augen als im Innern, wo man zuweilen Risse in den Wänden bemerkt. Die Behörden geizten wie an allen öffentlichen Gebäuden, so auch hier mit ihrer Hilfe, sodaß auch jetzt noch, beinahe ein Jahr nach der Katastrophe, kleine Trümmerfelder aus den Ecken des blütenbedeckten Hospitalgartens, in welchem die Rekonvaleszenten spazieren, starren. Ein neuer einstöckiger Flügel, welcher von steinernen Säulenbogen getragen ist, befindet sich noch im Bau. Die arkadenförmige Anordnung dieser Art Souterain gestattet es, geeignete Fälle in freier Luft zu behandeln. Das Ganze besteht aus mehreren einstöckigen Gebäuden, welche auf einem großen viereckigen Platz verteilt sind und ist jeglicher architektonischen Schönheiten bar. Es ist aber solid und praktisch eingerichtet und kann 400 Kranke aufnehmen.

Der Operationssaal ist geräumig und hell, macht jedoch einen etwas altmodischen Eindruck. Die chirurgische Technik trägt, obgleich die Hinneigung zur Asepsis nicht zu verkennen ist, einen mehr antiseptischen Charakter, womit auch der reichliche Verbrauch von Karbolsäure in Einklang steht. Die Operationsresultate sind gut, was um so höher anzuschlagen ist, als eine ungewöhnlich hohe Zahl von Darmoperationen ausgeführt werden. Zur Narkose wird stets Chloroform verwendet. An der Spitze der Anstalt steht Herr Dr. Charles W. M. Castle, das Prototyp des aristokratischen

Engländers, jeder Zoll ein Gentleman. Es ist das Verdienst dieses trefflichen Mannes, das Hospital während seiner 22jährigen Tätigkeit in demselben zu seiner heutigen Bedeutung gebracht zu haben, was ihm durch die mangel-



Fig. 3. Flügel im Hospital zu Kingston, für Freiluftbehandlung. Restauriert nach dem Erdbeben.

haften Subsidien der Regierung unendlich erschwert wurde. Mein chirurgisches Auge wurde etwas dadurch verletzt, daß er ein Monocle trug, er tat dies aber mit solch schneidiger Eleganz, daß ich mich wenigstens temporär mit ihm aussöhnte.

Ihm zur Seite steht ein Corps von vier Assistenten, welche sich zumeist aus England und Kanada rekrutieren.

Zu Krankenwärterinnen werden fast ausschließlich einheimische Mulattinnen genommen. Sie haben alle hübsche Gesichtsformen, sind graziös in ihren Bewegungen, lassen aber den Indianertypus nicht verkennen. Diejenigen, welche ich auf meiner Wanderung durch die Krankensäle zu Gesicht



Fig. 4. Innenhof des Hospitals in Kingston mit den Ärzten Dr. Castle und Pierce und dem Schiffsarzt Dr. Gebhard.

bekam, machten einen gediegenen Eindruck. Sehr sympathisch berührten uns die liebevoll geschmückten Tannenbäume, welche in jedem Krankensaal aufgestellt waren.

Von den Fällen, welche mich besonders interessierten, möge eine außerordentlich ausgedehnte Form von Molluscum contagiosum bei einer vierzigjährigen Negerin genannt sein. Ferner bemerkte ich einen etwa dreißigjährigen Jamaicaner, welcher

an einer ungewöhnlichen Lymphdrüsenentzündung litt. Auffallend war die bedeutende Schweißabsonderung; besonders bemerkenswert aber erschien die bläuliche Verfärbung der Leinwand, welche diese Teile bedeckte. Ich äußerte die Ansicht, daß dieses Phänomen durch eine ungewöhnliche Entwicklungsform des Bazillus pyocyaneus bedingt sei. Schwellung der Drüsen kommt überhaupt in Jamaica sehr häufig vor.

Die Mortalitätsziffer des Abdominaltyphus ist enorm hoch und beträgt beinahe 50 Prozent. Es ist dies allerdings zum großen Teil dem fatalen Umstand zuzuschreiben, daß die Patienten zumeist erst in einem vorgeschrittenen Stadium der Krankheit in das Hospital gesandt werden. Einen großen Kontingent stellen Malariakranke, welche mit wenigen Ausnahmen zu genesen pflegen.

In unmittelbarer Nähe des allgemeinen Krankenhauses wurde vor kurzem das moderne „Queen Victoria Hospital" inmitten üppiger tropischer Vegetation errichtet. Es dient besonders Wöchnerinnen und Kindern und steht unter der Aegide von Herrn Dr. Pierce, einem ebenso tüchtigen als liebenswürdigen Kollegen.

In der Gesellschaft erfreuen sich die englischen Ärzte eines hohen Ansehens. In großem Gegensatz zu amerikanischen Bräuchen erhalten die Hospitalärzte ein nicht unansehnliches Fixum von der englischen Regierung. Das Armenwesen ist auf der ganzen Insel von Seiten der Behörden insofern durchaus geregelt, als dieselben eine Anzahl salarierter Armenärzte anstellen, die solchen Patienten, welche der Entrichtung eines Honorars nicht fähig sind, in Behandlung nehmen. Ein Samaritertum im eigentlichen Sinne des Wortes existiert also gar nicht.

Die in Jamaica ansässigen Ärzte erhalten ihre Approbation von der englischen Regierung und müssen demgemäß

auf einer mutterländischen Universität studiert haben. Selbst die Kanadier, die getreuen Stiefsöhne des britischen Leuen, müssen ihr heimatliches Doktordiplom erst noch durch einen Lehrkurs in London aufbügeln lassen, bevor sie auf die Kolonialmenschheit losgelassen werden. Infolge teilweiser



Fig. 5. Unter Palmen im Garten vor dem Queen Victoria-Hospital-Kingston.

Zerstörung durch das Erdbeben mußte eine Anzahl von Patienten temporär in Zelten untergebracht werden, welche im Garten des Königin Victoria Hospitals aufgeschlagen wurden. Mit Grauen gedenke ich noch heute des Hitzegrades, welches die von der Tropensonne durchlichteten Leinwandwände ausstrahlten. Man muß da schon wirklich „sonnenfest“ sein, um es in einem solchen Backofen aushalten zu können, und die Neger scheinen es zu ihrem Glück auch zu sein.

Am äußersten Weichbild der Stadt befindet sich außerdem ein Militärhospital, welches sich von den Folgen der Zerstörung noch so wenig erholt hat, daß die Patienten in notdürftiger Weise ebenfalls in Zelten untergebracht sind.

Jamaica ist ein idealer Winteraufenthalt für erschöpfte Kranke, ganz besonders für Schwindsüchtige. Die Gleichmäßigkeit des sommerlichen Klimas, die sauerstoffreiche balsamische Gebirgsluft, welche man schon in unmittelbarer Nähe von Kingston genießen kann und last but not least die Wirksamkeit der Mineralquellen bilden eine beneidenswerte Kombination.

Das bekannteste Mineralbad befindet sich in den Bergen bei Morant Bay, einunddreißig Meilen von Kingston entfernt und ist unter dem Namen „Das Bad des Apostels Thomas“ bekannt. Die United Fruit Co. ließ daselbst eine Reihe reizender kleiner Landhäuser aufführen, welche genügenden Komfort gewähren. Ein Hotel ist im Bau begriffen. Die Bäder von „Bath“ haben ihre romantische Geschichte, wie Karlsbad und Wildbad. Hier waren es Kaiser Karl IV. und Graf Eberhard der Greiner, dort ein entlaufener Sklave, welcher sich vor zweihundert Jahren an den Quellen verbarg, durch deren Gebrauch er die Heilung seiner für unheilbar gehaltenen Geschwüre fand. Seine begeisterten Elogen lenkten die Aufmerksamkeit der Regierung auf die wunderbare Heilkraft der Wässer und führten zuletzt zum Ausbau und zu entsprechender Ausnutzung dieses arkadischen Fleckchens. Die Temperatur des Wassers beträgt 132 Grad Fahrenheit. Ihre Hauptbestandteile sind Schwefel und Calciumchlorid. Sie gleichen am meisten den Quellen von Aachen, übertreffen dieselben jedoch an Prozentgehalt.

Eines großen Rufes erfreuen sich außerdem die „Milk River Baths“, welche in einigen Stunden per Bahn von

Kingston aus zu erreichen sind. Sie befinden sich, wie der Name andeutet, an den Ufern des Milchflusses. Ihre Zusammensetzung gleicht den Kissinger Rakoczy und werden sie besonders von Rheumatikern gepriesen.

Mit ihren Apotheken können die Kingstoner keinen Staat machen. Selbst in den besten Apotheken der Stadt konnte man beispielsweise keine antiseptische Gaze bekommen; weder Jodoform-, noch Karbol-, noch Sublimatgaze. Das Äußere der Gifttempel entspricht in der Anlage einer amerikanischen Landapotheke, unterscheidet sich aber von derselben in seinem Mangel an Sauberkeit. Die Gehilfen, welche meistens flinke braune Kerlchen sind, machen den Eindruck des Zuvielwissens nicht, und ich hätte ein von ihren braunen Flossen bereitetes Tränklein meiner Innerlichkeit nicht anvertraut. Sehr charakteristisch erschienen mir die in schwimmhosenartige Säcke eingenähten Schinken, welche drohend von der Decke herabhingen. Die meisten Kunden waren auch mehr der Gesundheit als des Gegenteils wegen da und kauften Gesichtsverschönerungsmittel und andere Eitelkeitsgötzen. Zahnbürsten brauchen die Schönen nicht, denn die Zähne bleiben merkwürdigerweise trotz größter Vernachlässigung blendend weiß.

In unmittelbarer Nähe des „Hofapothekers“ befand sich sein plebejischer Genosse, welcher ebenfalls den stolzen Namen Apotheker führte, aber in seinem ganzen Wesen der edlen Arzneiwissenschaft Hohn sprach. Man denke sich einen großen, nach der Straße zu wandlosen Laden, dessen Innenwände mit Regalen besetzt sind, auf welchen hunderte von Büchsen und Flaschen „mit Titeln groß und schwer“, wie der geniale Nadler sich ausdrückt, ein überaus schmutziges Dasein fristen. Von vorn nach hinten lassen zwei parallel laufende Brustwehren, welche die Theken andeuten sollen,

einen Zwischenraum, welche wohl ursprünglich nur dem Beherrscher der Giftschänke zugänglich sein sollten, aber nunmehr ebenfalls nach der Straße zu offen sind, sodaß, was da kreucht und fleucht, halbwüchsige zwei- und vierbeinige Ferkel nicht ausgenommen, diese Avenuen zu durchkreuzen beliebt, anstatt in den eigentlichen Verkaufsraum in der Mitte zu treten. Im Hintergrunde webt und waltet ein alter brauner Halbneger im schmierigen schwärzlichen Lustreröckchen, eine goldene Brille auf der kahlen Stelle seines von weißen Stoppeln umrandeten Schädels, was er gewiß einmal einem deutschen Gymnasialprofessor abgeguckt hat. Sein Interesse gilt ausschließlich der Kasse. Nimmt einer seiner jüngeren Helfershelfer eine zweifelhafte Geldmünze ein, so stößt er seine Brille auf die schmale Habichtsnase, hält bei aufgeblasenen Nüstern das fragliche Objekt an das spärliche Licht, wirft es verächtlich auf die Theke und unterscheidet aus der Klangfarbe, ob es ächt oder „gedoktert“ ist. Es gibt nämlich hier viele Falschmünzer.

Der Laden ist überfüllt und scheint mir beinahe ein öffentlicher Vergnügungsplatz zu sein. Weiber stehen herum mit ihren Körben, denen wenig erfreuliche Düfte entsteigen, denn sie sind eben auf dem Markt gewesen. Zwischendurch drängt sich eine alte hinkende Negerin, expliziert ihr Anliegen in langer Phraseologie dem gelangweilten Adjutanten des Giftmischers, worauf derselbe in herrischer Attitude ein Gradierglas ergreift, in welche er einige Eßlöffel einer rotbraunen Flüssigkeit schüttete — ich glaube es war Rhabarbertinktur. Dies wurde nun in eine stöpsellose Flasche, welche die Hinkende mitgebracht hatte, sorgfältig hineingeträufelt, wofür sie zwei große Nickelstücke auf den Tisch legte. Dies reichte aber nicht aus; nach längerem Feilschen, wobei sich erschreckende Rauhigkeiten in den vorher so süß klingenden

Kehllauten der Kundin bemerkbar machten, einigte man sich auf eine kleine Zulage. Der nächste Verkauf in diesem Teil der Apotheke vollzog sich ähnlich. Allerdings war die verlangte Arznei gelb. Das machte aber nichts. Das Gradierglas, welches selbstverständlich nicht ausgeschwenkt wurde, enthielt noch einige Tröpflein der braunen Tinktur von vorhin, welches sich gemütlich mit der neuen Medizin vermischte. Wer weiß, vielleicht hat es doppelt stark gewirkt. Über dem Eingang dieser Teufelsküche hing ein ungeheures Schild, dessen Inschrift folgendermaßen hieß: Wondering wonders of the wonderful new remedy, only one penny, a pill of pills, a balm of balms which Dr. C. L. Davids, the worlds Professor, concocted. Brown's 28 horse power chocolate and coffee, tastes lovely. HIDALGO'S DRUG STORE. O edler Hidalgo, Dreckfink der Dreckfinken, wie würde der göttliche Vater Äskulap mit Dir umgegangen sein, wenn er Dich erlebt hätte.

Um die eigenartigen Verhältnisse von Jamaica würdigen zu können, muß man in die frühe Geschichte der Insel zurückgreifen. Von Kolumbus am 3. Mai 1494 entdeckt, verblieb es bis zum 20. Mai 1655 in spanischem Besitz. Von den Ureinwohnern der Arawaken weiß man, daß der Indianerstamm der Kariben sich nach dem Rezept des Raubes der Sabinerinnen deren Frauen beilegten. So entstand ein Mischvolk und eine Mischsprache, von der sich heute noch Spuren finden. Die grausame Behandlung der fanatischen Spanier rottete die Ureinwohner nahezu aus — es existieren heutzutage wenig mehr als 1000 Repräsentanten dieses friedfertigen Stammes, dessen Schönheit und bescheidene Sitten das Entzücken der ersten Entdecker bildete. Man behauptet, daß die Spanier im ganzen nahe an 100 000 Kariben zur Ehre Gottes getötet hätten. Später erst wurden die Afrikaneger importiert.

Unter der Diktatur von Oliver Cromwell wurde die Insel den spanischen Händen nach kurzem Kampf um die oben erwähnten Forts entwunden. Seitdem verblieb sie in britischem Besitz. Sie wurde ihr nur einmal streitig gemacht, als der Graf de Grosse im Jahre 1782 den englischen Admiral Rodney mit einer großen französischen Flotte angriff, sich ihm aber nach verzweifeltem und überaus blutigem Kampf ergeben mußte. Unter der Regierung der in den britischen Dominien hoch verehrten Königin Victoria erhielten im Jahre 1838 die Sklaven sämtlicher englischen Kolonien die Freiheit. Eine brave Tat. Aber wie hat der schwarze Bruder in Christo dieselbe gerechtfertigt? Jedes Ding hat zwei Seiten, und der Standpunkt des bekannten Schauerromans „Onkel Toms Hütte“ hebt nur die eine hervor. Wenn schon in den Vereinigten Staaten die Negerfrage eine der vitalsten Faktoren darstellt, so ist sie auf Jamaica die allerbrennendste Tagesfrage geworden. Die meisten Neger in Jamaica verlangen Jamaica für die Jamaicaner. Da auf vierzig Schwarze nur ein Weißer kommt, so sollte ihrer Meinung nach auch die Regierung aus der Ebenholzrace bestehen, gerade wie es, horribile dictu, in Hayti der Fall ist. „Wir wollen einen der unsrigen als Gouverneur, auch wenn er nichts taugen sollte,“ lautet ihre Forderung in Würdigung des Bechsteinschen Märchenprinzips, daß ein richtiger Swinegel sich nur von einer kongenialen Swinegelin ins Schlepptau nehmen lassen soll. Wie das auserwählte Volk auf den Messias wartete, so lauern die Jamaicaner auf einen schwarzen oder gelben Cromwell oder Washington, welcher durch Heldenmut und Staatskunst Jamaica zu einer selbständigen Republik erheben wird. Diese Hoffnungen klingen sehr schön, es wird aber nichts daraus werden. Die einfache Tatsache allein, daß 19 000 Weiße imstande sind, beinahe eine Million Farbige zu beherrschen, läßt schon tief

blicken. Wie wäre sie möglich, wenn die große Majorität nicht von Fehlern aller Art durchseucht wäre? Und diese Fehler, die sich als eine ewige Krankheit unter den Farbigen aller Länder fortsetzen, machen diese Race zum Herrschen absolut ungeeignet. Es ist sehr leicht, wenn man, wie der Bürger im Faust, gemütlich am philiströsen Fenster sitzt und sein Pfeifchen schmaucht, die brüderlichsten Gefühle für den hinten weit in den Tropen wallenden Neger zu hegen; wenn man aber in nächster Nähe auf den Gutedel stößt oder gar sich mit ihm unter eine Decke strecken soll, kommen einem plötzlich die merkwürdigsten Offenbarungen. Man lernt den Taugenichts dann in seiner gänzlichen Erbärmlichkeit kennen. Obgleich sein muskulöser Körperbau ihn zum erfolgreichen Arbeiter prädestiniert, besteht das Tagewerk des Jamaicanegers zumeist im Herumlungern. Das bischen Hausarbeit überläßt er großmütig seiner sogenannten Frau. Sein Gehirn ist leer. Von des Gedankens Blässe ist keiner angekränkelt. Da die Jamaicaneger aus einem Völkersalat hervorgegangen sind, dessen Hauptbrocken Engländer, Amerikaner, Spanier und Indianer darstellen, so sollte man annehmen, daß auch die Tugenden dieser Stämme auf die Sprößlinge übergegangen wären. Aber leider sieht man davon nur schwache Spuren. Dagegen sind all ihre Laster mit rührender Pietät bei den Epigonen ersichtlich.

Unterwürfig ins Gesicht und falsch im Rücken, unsauber an Körper und Seele, den Weibsleuten die Kur schneiden, die Fremden zu betrügen, stets über zu viel Arbeit räsonnieren, und sich die gebratenen Tauben in den Mund fliegen lassen, viel essen und trinken, das ist des Negers erste Bürgerpflicht. Seine bestialischen Neigungen sind nur schwach verhüllt. Sie treten schon beim Essen hervor, wo er eine Beweglichkeit der Freßwerkzeuge entwickelt, die der Größe der Instrumente

entsprechen, mit denen der tapfere Simson die Philister ins Bockshorn jagte. Hat er so viel gegessen, daß mit dem besten Willen nichts mehr hinunterzuforcieren ist, so wischt er den Teller mit Finger und Zunge aus. Alle Muskeln sind dabei beschäftigt, der ganze Körper ißt sozusagen mit und die Augen rollen beständig. Ein Korb voll Äpfel verschwindet wie in einer Versenkung. Wenn der Dichter sagt: „Der Affe sehr possierlich ist, zumal wenn er vom Apfel frißt," hat er sicher den Neger im Auge gehabt. Wehe der Flasche, welche seinen Lippenwulst berührt hat. Der Rest ist, wie die fromme Helene, nicht mehr zu gebrauchen.

Die wenigen, welche wirklich arbeiten wollen, entschließen sich auch nur aus besonderen Gründen dazu. Selbst unsere Neger von den Fortune Islands, welche nur ihrer großen Armut wegen sich entschlossen, sozusagen leihweise mit uns zu fahren, taten dies aus nichtswürdigem Antrieb. Denn trotz der Lumpen ist der Neger eitel. Auch der Menschenfresserhäuptling, welcher seinen Körper durch keinerlei Kleidung verunziert, trägt zum mindesten einen Zylinder auf seinem Wollschopf. So sehen wir die Ambition des verdungenen Negers dadurch befriedigt, daß er die ersten fünf Dollars, welche ihm der Zahlmeister in die Flossen drückt, zum Ankauf eines Koffers verwendet, in welchem er weder etwas zu bergen hat, noch haben wird. Aber er ärgert seinen Nachbar damit, daß er bei der Rückkehr den neidlichen Eindruck erweckt, als wäre derselbe mit allerlei Schätzen gefüllt. Etwas Berauschendes hat für ihn ferner der Besitz eines Zylinders und eines Regenschirms. Weiter reicht sein Horizont nicht. Schuhwerk braucht er nicht, da er barfuß geht.

Und Menschen von solchen Neigungen sollten über Weiße herrschen? Man sieht es ja in der Republik Hayti, wo Noir

Trumpf ist, wie weit man damit kommt. Da ist nur eine Handvoll Weißer, welche sich das schwarze Regime gefallen läßt und die hält es auch nur so lange aus, bis sie sich etwas Mammon erworben hat.

Zur Charakteristik der „Besten“ des Haytischen Lumpengesindels diene folgendes Erlebnis des amerikanischen Künstlers Dandham, welcher mehrere Jahre auf dem dunklen Eiland zubrachte. Ich führe hier seine eigenen Worte an:

Als eines Tages der Kommandant der Armee die Truppen von Gonaives (größte Garnisonstadt von Hayti) besichtigte, fragte mich ein Irländer, der in meiner Begleitung war: „Möchten Sie sehen, daß ich die ganze Bande auseinandertreibe?“ Ich sagte: „Natürlich!“ Der Irländer nahm darauf fünf Silberstücke aus der Tasche und schleuderte sie mit einem gellendem Rufe in die Luft. Wie ein Mann sprang die ganze Armee aus dem Gliede und machte verzweifelte Anstrengungen, das Geld zu finden. Nach einem kurzen heftigen Getümmel war die Ruhe wieder hergestellt. Zwei Silberstücke waren in den Besitz der Armee geraten, die übrigen hat der Kommandant erbeutet. Dieser befahl darauf, daß der Irländer verhaftet werden solle, weil er in Gegenwart eines angesehenen Fremden die Armee von Hayti in Mißkredit gebracht habe. Der angesehene Fremde war ich. Mein Freund wurde zu 3 Wochen Gefängnis verurteilt, aber fünf andere Silberstücke und eine Flasche Rum brachten die Sache in Ordnung, und er war nach 20 Minuten wieder bei uns.“

Man wird mir vorwerfen, daß ich zu schwarz sehe. Ich verüble es Niemandem, so zu denken, denn vor Jahren, als ich den Süden noch nicht aus eigener Erfahrung kannte, war meine Ansicht entgegengesetzt. Es gibt ja sicherlich einzelne Ausnahmen, aber die bestätigen doch nur die

Regel. Auch ist der Neger der Vereinigten Staaten wohl um eine kleine Nüance besser. Daß es zu vereinzelten Aufständen der Neger kommen wird, daran ist nicht zu zweifeln. Aussichten auf Erfolg haben dieselben in Ermangelung von klugen Führern und besonders bei der Feigheit und Unzuverlässigkeit der Soldaten nicht. Im Oktober des Jahres 1865 inszenierte der farbige Baptistenprediger Gordon in der Nähe von Kingston eine Erhebung seiner Stammesgenossen, welche in höchst grausamer Weise vom Gouverneur Eyse unterdrückt wurde. Es wurde kurzer Prozeß gemacht. Hunderte der Aufrührer wurden durch das britische Blei „beruhigt“, während Gordon mit des Seilers Tochter Hochzeit machen mußte. Der moderne Alba wurde zwar abberufen, aber bekanntlich heißt es: On aime la trahison, mais on n'aime pas le traître. Die Frucht dieser Revolution bildeten übrigens kleine Zugeständnisse, welche das engliche Parlament gewährte. Seitdem ist es zu keinerlei Aufständen mehr gekommen.

Die ganze Insel ist 144 englische Meilen lang und 49 breit, ihre Ausdehnung beträgt 4707 Quadratmeilen. Von Westen nach Osten ist sie von den prächtig bewaldeten Blauen Bergen durchzogen, welche von herrlichen Tälern in pittoresker Anordnung durchschnitten werden, und sich im Mountain Peak zu 2243 Meter Höhe erheben. Der Reichtum des Bodens ist fabelhaft. Der bedeutendste Hafenort nach Kingston ist Port Antonio, welchen die Atlaslinie nunmehr regelmäßig anläuft, ferner Montago, Lucia, Morant und Falmouth.

Zuckerrohr, Kakao, Bananen und allerlei andere Früchte wachsen fast ohne jegliches Zutun. Nur der Kaffee und Tabak bedürfen reicherer Pflege und gedeihen deshalb fast nur unter den fleissigen Händen weisser Plantagenbesitzer. Außerdem wächst Getreide, Jamaikapfeffer (Pimento) und

Ingwer in reichem Maße. Der Boden ist günstig für ausgedehnte Viehzucht, die Wälder liefern Edelholz wie Campeche und Mahagony in Fülle, die Erde birgt ungeheure Mengen von Silber, Kupfer, Zink und Blei. Die Einwohner könnten in diesem Schlaraffenland alle Millionäre sein, wenn sie nicht so große Tagediebe wären. Mir wurde in Kingston nur eine einzige Ausnahme bekannt, welche einen Neger betrifft, der zufällig eine Kupfermine fand, welche ihn binnen kurzem zum Nabob machte. Auf ihn weisen die Neger aber auch bei jeder Gelegenheit mit Stolz hin.

Das Klima ist nur in den Niederungen zuweilen unangenehm, dort halten sich aber auch die wenigsten Bewohner auf. Je weiter man in das gebirgige Binnenland kommt, desto kälter wird es, denn bei jeder Steigung von 300 Fuß verringert sich die Temperatur um einen Grad Fahrenheit. Mai und Oktober ist Regenzeit, das heißt es regnet zu bestimmten Tagesstunden. Mit einer Pünktlichkeit, mit welcher ein Königlich preußischer Katastersteuerbeamter seine Bureaustunden einhält, stellt sich Jupiter Pluvius um 2 Uhr nachmittags ein und empfiehlt sich wieder um 5. Die Leute können somit ihre Geschäfte nach diesem Stundenplan einrichten. Und dann kann man sich in Jamaika das ganze Jahr hindurch dasjenige Klima aussuchen, welches einem am besten behagt, man braucht nur einige Tausend Fuß mehr oder weniger hoch zu steigen."

Selbst in den Niederungen ist die Hitze nicht so drückend wie in den berüchtigten feuchten Sommertagen in New York. Die Nächte sind stets kühl und wenn die Sonne am Morgen angefangen hat ihre Strahlen zu entsenden, so erhebt sich um 10 Uhr eine kühle Brise vom Meere, welche einen Ausgleich herbeiführt der bis Sonnenuntergang anhält. Sehr bezeichnend wird dieses Erfrischungsmittel „Der Doktor" genannt. Wenn

es also in Kingston heißt: „Um 10 Uhr wird der Doktor erscheinen“, so braucht man weder Angst vor Krankheiten noch vor einem Honorar zu haben.

Das Erdbeben hat Kingston so gut wie zerstört. Nichts illustriert die Indifferenz der Bewohner mehr, als die Tat-



Fig. 6. Kingstreet in Kingston, ein Jahr nach dem Erdbeben.

sache, daß die Ruinen bis zum heutigen Tage mit kaum nennenswerten Ausnahmen in demselben Zustande sind, als sie am Tage nach der Katastrophe waren. Für Touristen ist dies freilich interessant genug, denn es gibt ein annäherndes Bild von Pompeji. Kein Turm, der nicht abgebrochen am Boden liegt, kein Stockwerk welches nicht auseinandergerissen wurde, keine Treppe ohne klaffende Spalten. Was das Erdbeben nicht zerstörte, wurde ein Raub der Flammen. So bietet sich dem Auge eine ungeheure Trümmerstätte dar,

nackte Backsteinmauern, welche schmutzige Steinhaufen umgeben, dazwischen die verkohlten Baumstrünke der Vorgärten, bedeckt von garstigem Staub. Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchrinnt den Sand. Nirgendswo ein Zeichen einer Rekonstruktion. Nur das Denkmal der Königin Viktoria wurde notdürftig wieder hergestellt. Die gute Vicky hatte bei der Erschütterung sich um ihre Achse gedreht und der Stadt



Fig. 7. Eine Seitenstraße in Kingston, ein Jahr nach dem Erdbeben.

unwillkürlich den Rücken gezeigt, was man selbstverständlich nicht dulden durfte. Die ungeheure Indolenz der Bewohner ist durch diese schmachvollen Zustände wohl am deutlichsten beleuchtet. Sie entschuldigen sich mit der Schwierigkeit mit den Versicherungsgesellschaften ins Reine zu kommen und mit der ungenügenden Hilfe der Regierung. Aber das ist zumeist eitles Gerede. Wie ganz anders sah es vor zwei Jahren in dem unglücklichen San Francisco aus! Da zeigte sich der Mut und die Ertragungsfreudigkeit des Amerikaners in schönstem Lichte. Während von der einen Ecke der Stadt noch die Flammen emporloderten, fing man an der

anderen schon an, die rauchenden Trümmer wegzuräumen und neu wieder aufzubauen. Wie wunderbar die Ärzte insbesondere in dieser Stunde der Prüfung sich bewährten, habe ich in früheren Berichten hervorgehoben.

Selbst die größeren Geschäftshäuser unterließen es bis jetzt, neue Gebäude zu errichten und begnügten sich damit, die Ruinen zu säubern und über ihnen große Bretterbuden zu errichten. Die meisten Läden, wenn man sie so nennen darf, werden von Jamaicanern gehalten, in denen zwar Negerblut fließt, die aber einen halb spanischen halb indianischen Typus vorkehren. Eine merkwürdige Mischrasse. Im Verkehr fand ich sie außerordentlich gefällig.

Da aller Vorrat unserer Sommerkleider bereits erschöpft war, so waren wir gezwungen größere Einkäufe von tropischer Kleidung zu machen und da die korrigierende Hand des Marchand Tailleurs fehlte, so mußte ich mich mit einem schneeweißen jackenartigen Gewand umgürten, welches meine Korporation in wenig schmeichelhaften Formen hervorhob, dafür aber die Rückseite des Halskragens bis an den Hinterhauptsknorren emporsteigen ließ, so daß ich mich im Dunstkreis meiner New Yorker Klientel nicht gut damit hätte sehen lassen können. Das Geschick meiner getreuen Gefährtin brachte dann Berg und Tal durch Amputationen sowohl als plastische Ansätze wieder ins Gleichgewicht. Ich möchte deßhalb jedem sorglichen Hausvater, welcher in die Tropen reist, raten, sich mit einer Fülle leichtester Kleidung zu versehen. Dunkle Anzüge lassen die Hitze viel schärfer empfinden, man trägt deshalb am besten weißes Leinen. Freilich wird dies auf dem Dampfer, namentlich wenn man durch die Unart der Wellen hin und her geschüttelt wird, und dadurch mit Dingen in Berührung kommt die man sonst lieber vermeidet, rasch verunziert.

In der Markthalle kauft man in hübschen kleinen Bazaren eine Reihe reizender Sächelchen zu lächerlich geringen Preisen; so z. B. geflochtene Körbchen zu zwanzig Pfennigen das Stück. Korallenketten und besonders Ketten, welche die zum Teil malerisch aussehenden getrockneten Kerne und Fasern verschiedener Landesfrüchte enthalten, bilden ebenfalls ein vielbegehrtes Andenken der Touristen. Aus dem allgemeinen Schlendrian hebt sich die vortrefflich geleitete elektrische Straßenbahn als glänzende Institution heraus. Die Kraftquelle liegt 22 Meilen weit entfernt über 6000 Fuß hoch in den Bergen und liefert einen Strom von 14 000 Voltaschen Einheiten. Der Bahngürtel umfaßt die ganze Stadt und reicht weit über die Vorstädte hinaus. Die Fahrt geht sehr rasch von statten. Sie kostet wenig und ist wegen der erfrischenden



Fig. 8. Markthalle in Kingston.

Brise die sie erzeugt, weit angenehmer als die teure Droschkenfahrt.

Wir bedienten uns ihrer zunächst auf dem Wege nach dem Hotel Castleton, welches sechs Meilen weit entfernt vom Hafen, am Fuß der Blauen Berge gelegen ist. Nachdem wir die lange staubige Hauptstraße der örtlichen Vorstadt mit ihren unansehnlichen weit offenen Hütten passierten, welche Geschäftslokal, Wohnzimmer und Küche zugleich sind, erreichen wir freieres Terrain. Einen freundlichen Anblick gewähren die Eingänge übrigens dadurch, daß sie anläßlich des Christfestes mit Palmblättern und roten Blumen bekränzt sind. Die Palmen, welche anfänglich bestaubt und schwindsüchtig über die Hütten der Vorstadt nicken, werden grüner und gesünder je mehr wir



Fig. 9. Auslage eines Photographen in Kingston, das Schild nebenan trägt die Inschrift: „Hier werden Haare gerade gemacht“.

uns den Bergen nähern. Grüne Wiesen, mit Obstbäumen besät und von blühendem Buschwerk umrahmt, erfreuen das Auge, die Luft wird freier. Einfache aber komfortable Landhäuser ragen zwischen prachtvollen Gärten hervor, deren



Fig. 10. Ein feudales Neger-Heim auf dem Lande bei Kingston.
(Der Hausherr, mit der Machete im Arm, auf dem Wege, Feldfrüchte abzuhacken und sein Grautier damit zu beladen.)

sorgfältige Pflege auf die Wohlhabenheit der Besitzer schließen läßt. Wir bemerken mit liebevollem Interesse, daß eine der hübschesten dieser Besitzungen Villa Edelweiß heißt. Auf der staubigen Landstraße bewegen sich die Landbewohner. Es sind ausnahmslos Neger. Die Männer und auch schon die Knaben, machen es sich auf Mauleseln bequem, welche sie bis zur äußersten Fassungskraft mit Lebens-

mitteln und Haushaltungsgegenständen beladen haben. Da die Geduld des Distelfressers auch schließlich ihre Grenzen hat, sieht man ihn da und dort auf den Strike gehen, was er mit einem heftigen Ausstoßen mit den Hinterbeinen andeutet. Der unbarmherzige Lenker aber achtet dieser Winke nicht und schlägt ihm mit dickem Knüttel beinahe die Knochen entzwei. Das Klappern welches zu diesem traurigen Handwerk gehört, kann man eine englische Meile weit vernehmen. Das weibliche Element muß sich ohne Grautier behelfen. Es trägt seine Ware selbst zu Markte. Und zwar trägt die Jamaicanerin dieselbe in einem großen runden Korbe auf dem Kopf. Diese Gewohnheit hat hier dem sogenannten schönen Geschlecht eine Haltung anerzogen, welche von einer beispiellosen Grazie ist. Die kerzengerade Erhebung von Kopf und Hals unter schwerer Last und der vorwärts strebende Brustkasten, oder sagen wir der Büste, verleiht der ganzen Figur etwas unsagbar klassisches, was durch das anmutige Hin- und Herschwingen der Arme beim Gehen noch erhöht wird. Eine Königin könnte diese Naturkinder um ihren Wuchs beneiden. Nie sah ich vorher ein weibliches Wesen dessen Gang etwas so bezauberndes hatte. Nur darf man nicht zu nahe hingehen, denn der Teint des Gesichtes zerstört grausam die Illusion.

Wir begegnen ganzen Gruppen dieser Schönen auf dem Wege, denn es ist heute Markttag. Sonst erscheint die Landstraße wie die stolzen Avenuen von Darmstadt in welchen der bekannte Referendar wimmelt. Aber heute machen die schneidig ausschreitenden Gruppen die Straße lebendig und verleihen ihr ein malerisches Gepräge. Kondukteur und Wagenlenker, beide natürlich kohlrabenschwarz, liebäugeln mit den kolorierten Landpomeränzlein, welche unter ihren meterbreiten Körben ermutigend hervorblinzeln.

Der Kondukteur rückt mit herausforderndem Stolz seine knallrote Dienstmütze aufs rechte Ohr und blickt mit souveräner Verachtung auf alle Kreaturen, welche das neidliche Schicksal nur eines schlichten Strohhutes für würdig erachtet.

Da die Bahn nur ein Geleise besitzt, so kann er sich an den Ausweichestellen einige Minuten unter die wartende misera Plebs mischen, wo er als Adonis gefeiert wird. Er hat aber auch ein feines Verständnis für Popularitätshascherei. Seine Leutseligkeit offenbart er dadurch, daß er einer aufgedonnerten Duenna eine tiefe Verbeugung macht, ehe er sie wie ein spanischer Grand mit seinen ausgestreckten Fingern, mehr drohend als schiebend, sänftiglich auf einen bequemen Platz im Wagen geleitet oder indem er auf einen alten Stammesbruder, welcher keuchend und ächzend dem Tram nachläuft, unter wohlmeinenden Scheltworten noch Zulaß gewährt. Dabei findet er Zeit, dem überall herumlungernden Geisbockgesindel, welches die Hecken der Landsitze nicht respektiert, indem es die Blüten von den Büschen abweidet, gräßlich klingende Verwünschungen zuzuwerfen, welche die Böcklein zu possierlichen Sprüngen von den Grenzwällen herunter veranlassen.

Wenn man das Entzücken des Tramobersten auf die Spitze treiben will, so braucht man ihm nur anzudeuten, daß man ihn für einen englischen Gentleman hält, dessen Schwarz sehr starke weiße Tinten aufweist. Die Donnen haben ähnliche Empfindungen. Wenn man sich verleiten ließe, sie Negerinnen zu nennen, so kann man sicher darauf rechnen, daß die empörte „Lady" einem die Augen auskratzt. Ihre größte Ambition ist für eine Weiße gehalten zu werden. Wenn man nach den Prinzipien des Reineke Fuchs sich einen gesunden Astigmatismus aneignet, so wird man von den farbigen Donnen einfach vergöttert. Sie tun auch alles, um

durch reichliches Auflegen von weißem Puder die Natur zu vergewaltigen und die Täuschung durch kunstvollen Gebrauch von billigem Rouge zu erhöhen. Sie wollen alle von weißen Eltern abstammen. Sie gehen auch nur zur Kirche um auch äußerlich den Eindruck, daß sie keine Heiden sind, hervorzurufen.

Da und dort sitzt mitten in der Sonne eine verwitterte Negerin am Straßenrand und bietet in einem zerrissenen Korb Früchte und Konfekt feil. Sie gleicht in ihrer unbeweglichen Haltung, ihrem scheinbar erloschenen Blick, dem schimmlichen Haar und ihrem halb von Lumpen bedeckten ausgemergelten Körper einer Mumie. Sie muntert nicht zum Kaufe auf und empfängt stumm, wie ein Konfektautomat, den obligaten Penny für das Kaufobjekt. Beim Anblick der klebrigen Sauce, welche über die Produkte der jamaikanischen Zuckerbäcker gleich einem Lavastrom floß, empfand ich ein gelindes Unbehagen, man versichert mir jedoch, daß es die ausgesuchteste Delikatesse des Landvolkes sei. Nun, die Italiener kennen ja auch keinen größeren Genuß als die Polenta, bei welchen es dem Nordländer graust.

Nach einer dreiviertelstündigen Fahrt erreichen wir das Hotel, den ersten monumentalen Bau, den wir zu Gesicht bekamen. Er ist reizend zwischen hohen Akazien und Palmen gelegen und umsäumt von einer überreichen Fülle von blühenden Gewächsen. Ein Nebeneingang führt uns durch einen 200 Fuß langen Laubgang, welcher gänzlich von einer violett blühenden Victoriaart überrankt ist, in den geräumigen und künstlerisch ausgestatteten Parlor. Durch die offenen Fenster dringt von überall her würzige Sonnenluft. Von den der Stadt zugewandten Veranden aus erkennt man in der Ferne einen himmelblauen Streifen, auf dem winzige weiße Punkte herumtanzen. Es ist das Meer, auf welchem

flinke Segelschiffchen herummanöverieren. Büsche und Bäume zittern leise als wären sie von einer unsichtbaren zarten Hand bewegt, die Vögel zwitschern, die ehrwürdigen Palmen schlagen im sanften piano ihre Wedel gegeneinander, als wollten sie die Baßbegleitung zu diesem märchenhaften



Fig. 11. Constant Spring Hôtel-Kingston, Jamaica.

Waldweben liefern. Nicht wenig ergötzten wir uns am Anblick eines kleinen Chamäleons, welches an einem Baumstamm zu kleben schien und uns durch seine wie aus den Höhlen getretenen Glotzaugen neugierig musterte. Als wir uns bewegten fing es an seine grüne Farbe in violett zu verkehren.

Es scheint daß die Gäste des Hotels sich gleicher Empfindung des Weltverlorenseins hingeben, denn man hört keines Sterblichen Hauch. Im Hintergrund schweift das

Auge auf die lichtgrünen Höhen der blauen Berge, zwischen denen kleine weiße Häuschen neugierig hervorschauen. Auf



Fig. 12. Unter einem Bambusstrauch im Garten des Constant Spring Hôtel, Kingston.

schwindelnder Höhe steht ein kleines Sanatorium für Schwindsüchtige. In prachtvoller Wellenlinie ziehen sich die Berge am Horizont entlang und verleiten zu eitler Träumerei.

Erst als wir eine Stunde lang in den Gärten geschwärmt hatten, in welchen neben den Passionsblumen und allerlei anderen tropischen Gewächsen auch die Rosen üppig blühten, fanden wir Zeit, uns im Speisesaal zum Mittagsmahl niederzusetzen.



Fig. 13. Farm in der Nähe von Kingston am Fuß der blauen Berge, auf der Bergspitze ein kleines Sanatorium.

Das Arrangement daselbst gleicht dem des amerikanischen Sommerhotels erster Klasse. Man sitzt an einzelnen mit schneeweißen Linnen bedeckten Tischen und wird von weißgekleideten Negern bedient. Der dunkle Ganymed hat eine scharfe Nase für die Beurteilung der Gäste. Den Amerikaner erkennt er an kleinen Eigentümlichkeiten, manchmal oft auch daran wie er sich räuspert oder spuckt und behandelt ihn mit Distinktion, beileibe nicht wegen seines sogenannten Charakters

oder anderer tief verinnerlichten Vorzüge, sondern weil er die Gewohnheit hat, größere Trinkgelder zu geben. Der Sohn Albions zeigt zwar ein höheres Air als der demokratische Bruder Jonathan, dafür aber verabreicht er seinen Obolus auch in möglichst homöopathischen Dosen, denn eigentlich sollte die Ehre, ihn bedienen zu dürfen, dem dienstbaren Geist schon genügen.

Wir sitzen an einem der großen offenen Fenster mit der Aussicht auf die Berge; Blattpflanzen und Rosen nicken uns in greifbarer Nähe aus dem Garten herein zu. Während die Suppe serviert wird haben wir Zeit, die Gäste zu mustern, welche großenteils aus Engländern und Amerikanern bestehen, die zu mehrwöchentlichem Aufenthalt hier wohnen. Von unserer Schiffsgesellschaft sind etwa 40 Personen zu diesem Zweck hier abgestiegen. Die Engländerinnen, welche wir bemerkten, zeichneten sich sämtlich durch den Besitz feuerroter Haare und eines tadellosen Teints aus. An einem großen Tisch hatte sich eine augenscheinlich den höheren Ständen angehörige deutsche Familie niedergelassen, was wir aus ihrer lauten Konversation leicht entnehmen konnten. Dieselbe war allerdings mit Zuhilfenahme einiger Flaschen von der Firma der braven und moussierenden französischen Witwe stark begossen worden. Eine unweise Libation in den Tropen am hellen Tage. Hier gilt auch das schöne Lied:

„Doch dem Guten ists zu gonnen
Wenn am Abend sinkt die Sonnen,
Daß er in sich kehrt und denkt
Wo man einen Guten schenkt.“

Unserem Prinzip getreu trinken wir nur im Gebirge Brunnenwasser. Sonst, auch auf dem Dampfer, behelfen wir uns mit Mineralwässern. Apollinaris ist ja in der ganzen Welt zu haben. Freilich darf man auch hiervon keine zu großen Mengen genießen, da das momentane Gefühl der Er-

frischung, wie es die Kohlensäure hervorbringt, zu teuer mit der nachfolgenden Auftreibung des Magens bezahlt wird. Am besten bekommt uns das einfache natürliche Wasser aus dem Gebirge von Poland Springs in Maine, welches erwiesenermaßen bakterienfrei ist und auch durch keine Zutat von Kohlensäure verfälscht wird.

Die Speisekarte enthält verschiedene Neuheiten, welche wir der Erfahrung halber sämtlich probieren. Sie stellen keinen ungetrübten Genuß dar, denn einige sind, Pfui Teufel, mit Öl zubereitet. Die Yansuppe schmeckt wie Kartoffel und Sellerie und ist, wie der Fisch, ganz vortrefflich, ebenso Roast-Beef und Geflügel, die Eierfrucht und der Spinat.

Delikat schmeckt der Kaffee, denn wir trinken ihn ja an der Quelle. Die Orangen, welche wir zum Nachtisch erhalten, waren die saftigsten die ich je gegessen. Sie werden in geschältem Zustande, von einer Gabel als Handhabe durchbohrt, präsentiert.

Fleisch wird eigentlich in Jamaika als Luxusartikel betrachtet, da die Mannigfaltigkeit der Früchte und Gemüse genügende Abwechslung gewährt.

Das Hotel wurde durch das große Erdbeben zwar gewaltig geschüttelt, litt aber wenig Schaden. Es betrachtet sich als „festgemauert in der Erde“ und sieht in fünf Stockwerken des Mittelbaus kein Risiko. Mein Geschmack zöge mich allerdings unter sotanen Umständen nicht in die Höhe und würde ich mich viel ruhiger in einem einstöckigen Gasthause unter die Decke strecken. Wir suchen übrigens spät am Abend unseren schwimmenden Gasthof im Hafen auf, wo eine kühte Brise uns eine angenehme Nacht verspricht.

Auf dem „Nachhauseweg“ entzücken uns die vielfarbigen Leuchtkäfer, welche Busch und Baum in rotem, grünem und gelbem Glanz feenhaft durchziehen.

Sehr sehenswert sind die botanischen Gärten in naher Umgebung von Kingston. Sie erinnern in ihrer Anlage an die berühmten Kew Gardens in London und enthalten die ganze Vegetation Jamaikas in konzentrierter Anordnung und außerdem eine Fülle ausländischer Gewächse. Wir erreichen



Fig. 14. Mittlere Promenade durch die Hope-Gardens in Kingston.

den bekanntesten Teil, die sogenannten Hope Gardens, mit der elektrischen Bahn, welche uns durch das fashionable Villenviertel fährt. Wir sehen bei dieser Gelegenheit den prächtigen Sitz des Gouverneurs, zu welchem eine lange Allee von Palmbäumen führt. Ein Ball in dem sehr einfachen Palast bildet die Pièce résistance der Wintersaison auf der Insel.

Die wohlhabenden Geschäftsleute haben hier draußen ihre Wohnhäuser, welche sämtlich von zum Teil parkähnlichen Gärten umgeben sind; sie leben hier wie kleine Barone.

Nach einer Fahrt von sechs Meilen nach den Bergen zu, steigen wir am Haupteingang der Hope Gardens ab. Der Eingang in dieselben sowohl als die lange breite Allee von Zierbäumen, machen einen einfachen herrschaftlichen Eindruck.



Fig. 15. Banyanen-Baum (eine Art von Gummibaum) in Harfenform.

Erst am Rande der Berge, wohin uns der breite Weg führt, erkennen wir die Bedeutung der Anlage, welche uns zunächst durch die Pracht eines Terrains von über einer halben Meilenlänge, die beiderseitig mit ungeheuren Fächerpalmen besetzt ist, blendet. Parallel zu denselben zieht sich in gleicher Länge ein Sträuchergehege, dessen rote Blätter wie ein flammender mit Scharlach bedeckter Grenzwall aussieht. Der Hintergrund wird beiderseits durch hohe Kokuspalmen, harfenähnliche Banyanenbäume und schlanke Cedern gebildet.

Die Hitze auf dem freien Gelände ist groß, wir ziehen uns deshalb in den schattenspendenden Hintergrund zurück, wo die exquisitesten Fruchtarten gezogen werden. Mit besonderer Liebe wird der Kaffeebaum gepflegt, den ich wegen seiner roten Beeren, welche die Bohnen bergen, für einen Korallenbaum ansah. An einzelnen Teilen war auch noch die schneeweiße Blüte des Baumes erkennbar, gleich einer Blume, aber doch kein „Bliemchen".



Fig. 16. Blühender Kaffeebaum.

Nach einer meilenweiten Wanderung durch diese Lustgärten, gelangen wir auf Ackerland, welches verfeinerte Kulturen von Zuckerrohr und Ananas zeigt. Eine dieser Anpflanzungen produzierte schon nach zweijähriger Pflege Zuckerrohr von 10 Fuß Höhe. Andere Teile zeigen grüne und goldene Orangen und Traubenfrüchte in veredelter Form, grüne und gelben Bananen, Mangos und Pflaumen. Verlorene

Ecken sind umsäumt mit herrlichen Farrenarten zwischen denen wieder gelbe und blaue Blumen, deren Namen ich nicht erfahren konnte, in wunderbarem Gemisch hervorquellen.

Besonderes Interesse schenkten wir dem „Travellers Tree“,



Fig. 17. Früchtebehangener Kakaobaum.

einer fächerartigen Palme, welche, wie ihr Name andeutet, für den Wanderer von großer Bedeutung werden kann. Man findet diese „Wanderpalme“, welche eine Art natürlichen Wasserreservoirs darstellt, überall in den Tropen, wo sie oft demselben Zweck, wie der Kameelmagen in der Wüste, dient. In der breiten Rinne ihrer Innenfläche staut sich nämlich nach einem Regenguß eine genügende Menge Wassers an, um einen Durstigen zu erfrischen. Er braucht nur eines der

ein bis zwei Meter langen gestielten Blätter vorsichtig vom Stamme abzubrechen. Herr Dr. Price im Queens Victoria Hospital hatte die Güte, uns das Experiment vorzumachen, wo wir uns von der Güte des Wassers, das sich wochenlang in einem Rinnsal frisch erhielt, überzeugen konnten.



Fig. 18. Bananenernte.

Die ganze Anlage ist von einer erstaunlich geschickt angelegten Wasserleitung durchzogen, was uns erklärt, daß man auf der weiten Wanderung kein einziges dürres Blatt zu sehen bekommt. Welch ein Kontrast zwischen der Ordnung, welche von pflichtgetreuen englischen Beamten aufrecht erhalten wird, im Gegensatz zu der genialen Faulenzerei im Herzen der Stadt.

Auf dem Rückweg begegnen wir einzelnen Militärabteilungen, welche stramm marschieren. Es sind Rotröcke, den Zuaven ähnlich, aber die Gesichter sind schwarz wie die Nacht. Ob sie im Ernstfalle etwas taugen, bezweifle ich, denn der Genius loci des Dolce far niente Jamaikas steckt



Fig. 19. Zweijährige Zuckerrohrpflanzung im Botanischen Garten von Kingston.

ihnen zu sehr in den dürren Knochen. Ihre Lorbeeren holen sie sich auf dem Tanzboden, wo die züchtige Maid sich in die Uniform verliebt, oder beim Singsang und der Guitarre, wobei Engel weinen möchten, oder wenn die sogenannte Gesellschaft ab und zu um einen dreizehnten Mann beim Cricket oder Polospiel verlegen ist. Das Exerzieren ist Nebensache und wird nur am Vormittag geübt. Die Offiziere führen im allgemeinen ein monotones Leben und verbringen ihre Zeit ebenfalls mehr in der Gesellschaft und bei Sportsvergnügen,

namentlich beim Tennisspiel, als bei der Waffe. Wer möchte es ihnen auch verdenken!

Die hohe Polizei gleicht der Soldateska, nur ist die Uniform weniger rot. Den insektenreichen Wollschopf des Kingstoner



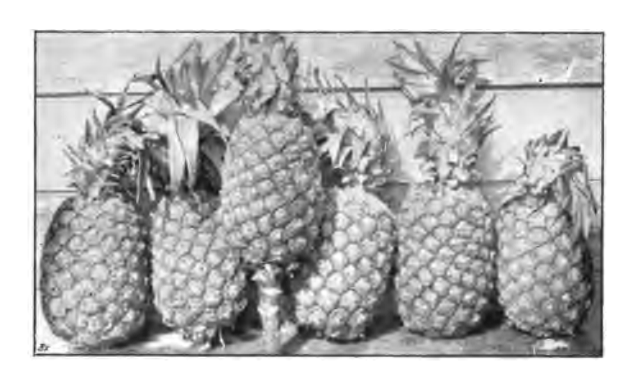
Fig. 20. Hausgemachte Verwandlung des Zuckerrohrs in Zucker.

Büttels deckt ein weißer Tropenhelm. Obgleich der „Herr Konstabler" veritable blankgewichste Stiefel trägt, so wird er von seinem barfüßigen Bruder doch nicht mit Hochachtung betrachtet. Man fürchtet ihn nur, da er sich bei jeder Gelegenheit aufbläst. An der Spitze der Polizei steht ein weißer Beamter, welcher einen Stab von 20 Mann gebietet, die ebenfalls weißer Abstammung sind. Man rühmt die Energie und Klugheit des Oberbonzen der Hermandad von Kingston, welche im Zaume zu halten schon an und für sich keine Kleinigkeit ist.

Der gemeine Polizist muß wie der weise Salomo, oft Streitigkeiten, welche zwischen zwei Weibern, in punkto



Fig. 21. a) Ananas-Plantage in Kingston-Jamaica.



b) Reife Ananas.

Mein und Dein, entstanden sind, in flagranti schlichten. Ja, er hat im Notfalle das Recht, sie an der Straßenecke zu vereidigen. Abenteuern geht der brave Wächter der Sitten und

Ordnung nicht nach. Was hinter den Mauern vorgeht, ist ihm gleichgiltig. Für den Spürsinn eines Sherlock Holmes hat er kein Verständnis, es sei denn daß ein güldner Dukaten seine geistigen Kräfte, nach guter oder böser Richtung hin, stimuliert. Am Hafeneingang sieht man sie zu Dutzenden



Fig. 22. Traubenfruchtbaum (Grape-fruit) mit reifen Früchten.

herumlungern, aber von Ordnung ist nur wenig zu verspüren. Die Gamins drängen sich frech an den Touristen und folgen ihm straßenweit, um ihn um zehn Cent zu erleichtern — billiger tun sie es nicht. Sie fürchten den Mann des Gesetzes keineswegs.

Die Kutscher blockieren die enge Hafenstraße so raffiniert, daß der Reisende, nur um sich zu retten, notgedrungen in ein Vehikel steigen muß. Die Pferde sehen aus wie die Rosinante, welche Dickens in seinen unsterb-

lichen Pickwickiern beschreibt und die nicht aus den Scheeren herausgenommen werden konnte, sonst wäre sie in Rücksicht auf ihr kanonisches Alter nicht mehr hineinzubringen gewesen. Der Wagen ist ebenso scheußlich. Darum kann der Rosselenker auch sorglos die vielfältigsten Kollisionen riskieren, denn viel ist da nicht mehr zu verderben. Wer schwache Nerven hat, vertraue sich keiner Equipage in Kingston an, außer sie ist ihm vom Hotel zugewiesen. Wenn das Ziel nicht genau stipuliert ist, so fährt der Eulenspiegel des Stalles den vertrauensvollen Fremden überall herum, nur nicht wo er hin will. Das kostet dann ein erkleckliches Sümmchen.



Fig. 23. Ein einsamer Constabler, welcher verdächtige Neger hinter einem Bananenzaun beobachtet.

Mit seinem Kollegen von Dickens Gnaden teilt er die Schlafsucht. Ist er unbeschäftigt, so lümmelt er sich mitten in seine Karosse hinein, schiebt seinen durchlöcherten Schabbesdeckel über die Augendeckel und alsbald kündigt ein lautes

Schnarchen seine tiefe Weltvergessenheit an. Der Schlund tritt offen zu Tage und allerlei Fliegengesindel geht aus der Mundhöhle aus und ein, ohne den Schläfer zu erwecken. Sein Fuhrwerk mag gestoßen werden oder eine scherzfrohe Dirne ihm mit einem Halm die Nasenlöcher kitzeln, er gibt kein Zeichen des Aufruhrs. Aber sobald ein Fahrgast sich von weitem zeigt, dann kommt Leben in den klassischen Hallunken, denn seine Witterung ist auf Honorare förmlich trainiert. Ob ihm in seiner sonst so armen Schädelhöhle besondere Nervenfäden gewachsen sind, welche diese instinktive Auferstehung im psychologischen Moment vermitteln?



Fig. 24. Eingeborene Constabler in der Hafenstraße in Kingston.

Die Fundamente zu seiner gloriosen Erziehung legt dieser Vokativus als Hafengamin, wo er seine Kariere als Taucher beginnt. Wie schon oben beschrieben, hat sich aus gleichgestimmten Gutedeln eine Genossenschaft mit be-

schränkter Haftbarkeit gebildet, welche die gewagtesten Kunststücke vor den Reisenden aufführen. An Mut fehlt es den Schlingeln wahrhaftig nicht, denn sie springen vom hohen Deck des Dampfers oder dem Dach eines benachbarten Piers. Auch schreckt sie des Meeres Hyäne nicht, obgleich dieselbe zahlreich im Hafen herumspioniert und es sich immer von Zeit zu Zeit ereignet, daß menschliche Beine oder Arme hinter der Zähne doppelreihig Gatter des Haies verschwinden.



Fig. 25. Ein 12 Fuß langer Haifisch emporgezogen.

Eine Stunde vor Abgang des Dampfers werden wir wieder von einer Bande dieser Taugenichtse umschwärmt. Sie sind ubiquitär. An den Schiffswänden, in den Masten, auf dem Pier und im Wasser lungern sie. Der Kapitän scheucht sie wo er kann und wenn er auftritt, zittert zwar kein Herzogtum, aber die Leute wissen, daß mit ihm nicht zu spaßen ist. Die Rotte verschwindet dann wie in einer Versenkung, aber gleich sind ihre Vorposten wieder da und grinsen so überlegen, als ob sie den braven Götz von Berlichingen im Jamaikanischen nachempfunden hätten.

Auf dem hohen Dach des gegenüberliegenden Piers sehe ich eine malerische Gruppe dieser Batzenjäger beisammen. Flugs stelle ich meinen photographischen Apparat auf dem Promenadendeck zusammen und richte nach dem Konsortium.



Fig. 26. $17^1/_2$ Fuß langer Haifisch aus den Floridanischen Gewässern.

Aber Prost Mahlzeit! Ihren Sperberaugen entgingen meine Bewegungen nicht. Im Nu sind sie von der Bildfläche verschwunden, blos der kleinste der Lausbuben drehte mir über die höchste Dachspitze eine zum Todtlachen komische Nase. Ich ließ mich aber nicht verblüffen. Mein Verdacht, daß die Schlingel bald wieder zum Vorschein kämen, bestätigte sich nach kaum einer Minute. Der Nasendreher zeigte seine urfreche Fratze hinter einem Dachvorsprung, als ob er fragen

wollte: Nun, alter Geizhals, bist Du bald mürbe? Und trotz der Entfernung verstanden wir uns beide vortrefflich. Denn das untrüglichste aller Überredungsmittel ist eben doch der verachtete Mammon. Die Sprache dieses Mediums verstehen sämtliche Völker. Wozu sich also erst mit Volapük oder dem lieblichen Esperanto plagen? Und



Fig. 27. Saegefische aus dem Karaibischen Meer.

die Kingstoner sind in dieser Frage der Kultur nicht zurückgeblieben. Kaum glitzerte mein großer Nickel in der Sonne, als mein Beleidiger liebevoll hervortänzelte und eine photographiegerechte Pose annahm. Ich schüttelte den Kopf und halte mit verführender Geberde eine zweite Münze in die Luft. Sofort erscheint ein Genosse. Jeder weitere Lockruf zaubert einen anderen Schalk hervor, so daß ich nunmehr Schluß mache. Kaum ist der Lichtpfeil abge-

schossen, so springen sie alle von dem haushohen Pier in die Flut.

Einen lumpigen Nickel werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund
Und wer mir den Nickel kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er sei sein eigen.



Fig. 28. Zwei braune Kingstoner Meer-gamins in Gala.

Ein einziger Nickel aber tut es nicht. Jeder wollte einen und schließlich fing jeder auch einen.

Einige wollten von der Kommandobrücke herunterspringen, wenn ich ihnen eine große Silbermünze gäbe. Ich entschuldigte mich damit, daß ich nur Gold bei mir führe. Diese Satire verstand der Frechling sofort und rächte sich, indem er auf der Flucht meine Aussprache verhöhnte, eine Freude, die ich ihm ihrer Billigkeit wegen von Herzen gönnte.

Auf dem Schiff ging es noch sehr geschäftig zu. Unsere Schwarzen von Fortune Islands hatten unter den energischen Auspizien unserer braven Mannschaft 9000 Colli Stückgüter ausgeladen, darunter 4000 Säcke Mehl. Außerdem

löschte das Schiff eine Ladung Fleisch, namentlich Salzfleisch und Mais, ferner Zement und endlose Mengen von Wellblech, welches für Lagerhäuser und Schuppen viel Verwendung auf Jamaica findet. Dafür nahmen wir eine große Ladung Früchte mit. Punkt 3 Uhr brüllt die mächtige



Fig. 29. Sprungbereites Tauchergesindel auf dem Dach eines Piers im Hafen zu Kingston.

Dampfpfeife zum Abschied. Der Kapellmeister, ein verflossener Berliner Stabstrompeter von über sechs Fuß Höhe, setzt seine Trompete an, die Hymne „God save the king“, welche Deutschland ebenfalls als Nationalhymne ansprechen möchte, steigt, das Schiff erzittert in allen Fugen und hinaus geht es wiederum, nach Südamerika zu. Die Rotte Korah gibt uns eine ziemliche Strecke weit das Geleite und streckt ihre sämtlichen Zungen gegen uns heraus. Ob diese Prozedur

die obligaten Segenswünsche der Insulaner bedeuten sollten, blieb mir verborgen.

Ein englisches Kriegsschiff liegt draußen am Hafeneingang; in seinem bleifarbenen Anstrich macht es einen drohenden Eindruck. Noch eine Drehung um Port Royal und wir steuern auf den Leuchtturm von Morant Point zu.

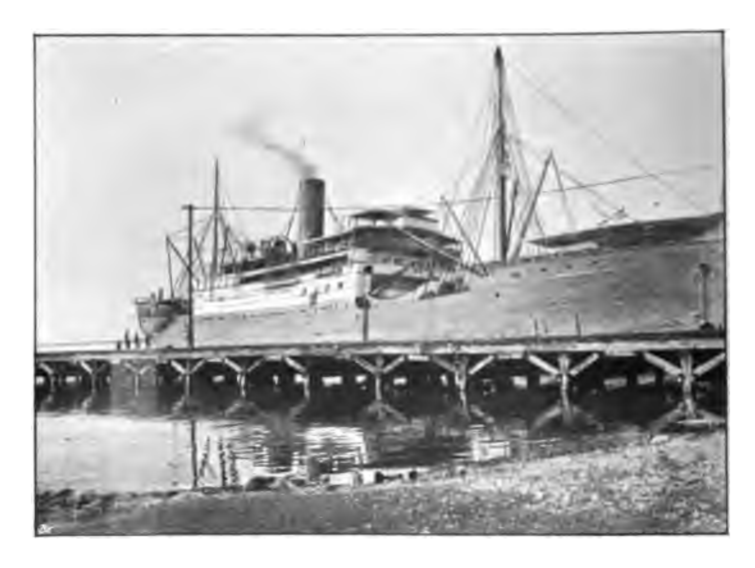


Fig. 30. Der Dampfer „Prinz Joachim“ am Fracht-Pier in Kingston.

Die Küste ist gespickt mit Korallenriffen, viele sind an den kleinen Palmenbäumen zu erkennen, welche über das Wasser gerade so weit herausragen, daß man ihnen am Tage ausweichen kann. Aber in dem Dunkel der Nacht! Wie viel tausende von Opfern haben die hinterlistigen Korallenbänke dieser Zone schon gekostet! Es ist noch kein Jahr vergangen, seit die stolze deutsche Flotte zwei prächtige Schiffe an dieser berüchtigten Stelle einbüßte, die Victoria Luise und den Prinzen

Waldemar. Der letztere ist noch so gut erhalten, daß wir ihn für einen ruhig vor Anker liegenden Dampfer ansahen. Die Victoria Luise, der schönste Dampfer seiner Art, liegt mastlos auf der Seite, die Kommandobrücke noch deutlich zeigend, aber im übrigen ein elendes hilfloses Wrack. Je



Fig. 31. Hafenseite von Kingston.

größer und glänzender das Schiff gewesen, desto trauriger ist der Anblick seines Leichnams. Mir schnitt es tief in die Seele. Zwei deutsche Krüppel so nahe bei einander. Man hat dasselbe peinliche Gefühl, wie es einen auf dem Marktplatz von Neapel beschleicht, wo des letzten Hohenstaufen Laufbahn einen so herzbrechenden Abschluß fand. Fleisch von unserem Fleisch! Warum sprengt man nicht die traurigen Zeugen einer Katastrophe, welche Deutschland heute noch schmerzlich empfindet und räumt die Spuren derselben aus

dem Wege, da alle Abschleppungsversuche sich als vergeblich erwiesen. Die Schuld am Untergang des Prinz Waldemar trifft die Behörden, welche es zwei Tage lang nach dem Erdbeben unterließen, ein Feuer im Leuchtturm zu unterhalten. Der Dampfer war am Tage des Erdbebens in Colon abgefahren und die Kunde von der Katastrophe erreichte ihn nicht mehr. So fuhr er denn ahnungslos der Küste von Kingston entgegen.



Fig. 32. Die schwarze Garde, wie sie dem abfahrenden Dampfer das Geleite gibt.

Nun sind die Schiffahrtsregeln in dieser Gegend sehr komplizierter Natur. Erst soll der Kurs direkt auf die Berge von Jamaica, gegen Rockfort zu, gehalten werden und dann, wenn der Leuchtturm von Morant Bay mit den zwei anderen in eine Linie gebracht werden kann, sodaß der Leuchtturm auf Port Royal abschließt, soll das Fahrzeug eine rechtwinklige Drehung ausführen. Der brave Kapitän suchte

nach dieser Linie und fand sie natürlich nicht, da die Leuchttürme im Dunkel standen. Die Täuschung wurde um so vollständiger, als die Lichter von Kingston, welche man sonst schon von weitem hinter den Leuchttürmen erkennt, an dem



Fig. 33. Das mastlose Wrack am Ufer — links — stellt die Viktoria Luise dar, rechts davon Prinz Waldemar. Die hellen Stellen der Gebirgswand nach rechts deuten Rockfort an.

Unglücksabend nicht gesichtet wurden, da die ganze Stadt noch in eine große undurchdringliche Staubwolke gehüllt war. Zum Glück ging kein Menschenleben bei diesem Schiffbruch zu Grunde.

Die Geschichte der Victoria Luise ist eine Tragödie, denn sie kostete dem allgemein beliebten Kapitän Brunsvig das Leben. Zum letzten Mal sollte er sein Schiff, das einzige,

welches speziell für Luxuskreuzfahrten gebaut war, nach New-York bringen, um in die Arme seiner jungen Braut zu eilen. Man wollte ihm dann das Kommando einer der großen transatlantischen Dampfer übertragen. Und es war auch das letzte Mal. Was den sonst so scharfsinnigen Seemann zu seinem beklagenswerten Irrtum veranlaßte, wird ewig ein Rätsel bleiben. Von absolut autoritativer Seite wird versichert, daß die Victoria Luise gegen 9 Uhr abends einen Leuchtturm, den der erste Offizier als den von Port Morant ansprach, sichtete, während der Kapitän darauf bestand, daß man noch nicht so weit sei. So lange die beiderseitigen Argumente hin und her flogen, ging das Schiff mit Volldampf weiter, bis es plötzlich fest saß. Hätte der Kapitän während der Diskussion auf der Kommandobrücke mit verminderter Kraft fahren lassen, so würde sich die Katastrophe haben vermeiden lassen, aber in der Hitze der Diskussion hat er sich wohl auf einige Momente vergessen. Die Passagiere konnten ohne Gefahr an das Land geschafft werden. Nachdem der unglückliche Kapitän sich überzeugt hatte, daß die Maschinen des Schiffes die Funktion verweigerten und Wasser in den Schiffsboden eindrang, gab er jede Hoffnung auf. Sein Stolz ertrug die Demütigung nicht, und so gab sich der Ärmste freiwillig den Tod.

Die Wellen des azurnen Meeres umkreisten spielend die stummen Zeugen des Trauerspiels, als wir über sie dahinglitten, und die blauen Berge, deren Spitzen majestätisch in die weißen Wolken hineinragen, sehen friedlich herunter, als ob hier nie ein Wässerchen getrübt worden wäre. Lange nachdem sie dem Auge entschwunden sind, sichten wir noch die lange Wellenlinie der Bergkette, welche ihre dunkelblaue Silhouette scharfgerändert in das Meer wirft. Die bekannte Dichterin Ella Wheeler Wilcox kleidet ihre

Begeisterung für die Schönheit der Königin der Antillen in folgende Worte:

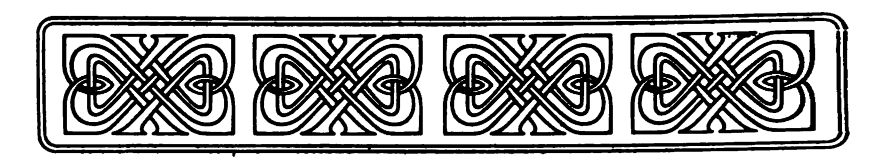
The great Creator, shaping sun and star
Heard an Archangel speaking thus:
„I dreamed
I saw another Paradise afar
And all about it sapphire waters gleamed.“

The Maker smiled. At his divine behest,
The Angel's dream, like some lush rose uncurled
To bloom forever on the warm sea's breast
The beautiful Jamaica of the World.

Das Gedicht lautet auf deutsch etwa folgendermaßen:

Als Gott der Herr die Sonne und die Sterne schuf
Da hört' er seinen Engel also sprechen:
„Mir träumte,
Ich sah ein zweites Paradies
Um das die Saphirwellen fluten.“

Der Schöpfer lächelte. Auf seinen güt'gen Wink
Ward Traum zur Wirklichkeit. Und wie die Rose
Sich entfaltet
Zu blüh'n auf ewig an des Meeres warmer Brust
Enthüllt' der Welt Jamaicas Schönheit sich.



Savanilla und Barranquilla.

Die Fahrt nach Savanilla geht direkt nach Süden durch das Karaibische Meer und nimmt zwei volle Tage in Anspruch. Unterwegs bekommt man nichts von Bedeutung zu Gesicht. Das vorher tiefblaue Meer ist durch den Ostpassatwind bedenklich aufgewühlt und macht den zweiten Reisetag etwas ungemütlich. Die Passagiere, welche in Kingston hinzukamen, wurden fast alle seekrank. Wir ergötzen uns an dem Spiel der fliegenden Fische (Dactylopterus), welche in großen Scharen vor den Bug des Schiffes wegfliegen. Sie fliegen wirklich, als hätten sie Flügel, diese veritablen Segler der Lüfte. Est ist geradezu märchenhaft, wie diese übermütigen Gassenjungen des Meeres sich überstürzen und mit Windeseile dem Dampfer vorausfliegen. Wenn die See ruhig ist, so schießen sie ununterbrochen ihre fünf- bis sechshundert Fuß weit, mit der Schnelligkeit angesäuselter Studenten, deren Identität zu ermitteln der Nachtwächter beflissen ist. Einer der übermütigsten in dem fliegenden Gänsemarsch setzte kühn über unser Promenadendeck weg, wo er mit Macht gegen eine eiserne Stange flog, welche seiner flotten Laufbahn ein vorzeitiges Ziel setzte. Er zappelte nur kurze Zeit auf dem Deck und wurde von mir mit Beschlag belegt. Seine eine Kiemenseite zeigte einen starken Blut-

erguß. Der ganze Fisch war beinahe einen Fuß lang, glich an Gestalt einem Hering und zeigte unter den Kiemen jeweils zwei fingerlange breite Seitenflossen, welche weniger zum Fliegen als zum Steuern in der Luft dienen. Die vorwärtstreibende Kraft geht von den langen durchsichtigen Brustflossen aus, welche bis nahe an den Schwanz reichen und zusammengefaltet werden können. Sie können wie Fallschirme gebraucht werden. Ich versuchte den Fisch zu trocknen, um ihn meiner Sammlung einzuverleiben, er war aber so unhöflich, schon am andern Tage in schlechten Geruch zu kommen, sodaß ich ihn seinem feuchtem Element wiedergab. Ein Fischbalgkundiger, der ihn mir hätte präparieren können, war eben leider nicht an Bord.

Noch ehe es tagt, nähern wir uns der Nordküste von Columbien. Der Kapitän läßt Anker werfen, da er zu dem Pflichtgefühl des südamerikanischen Leuchtturmwächters kein großes Zutrauen hat. Beim Tagesgrauen beginnt die Maschine wieder leise an zu stampfen, ein Zeichen, daß wir langsam vorwärts fahren. Wir sehen die hügeligen Ufer unseres Zieles, welche im Gegensatz zu der herrlichen Küste von Jamaica nur mit winzigen Sträuchern besetzt ist. An der Seeseite des über eine Meile langen, mit einer Eisenbahn versehenen Piers, legen wir im Schein der unbeschreiblich schönen Morgenröte an. Die Quarantäne fühlt uns sozusagen den Puls und zieht ohne Nörgelei friedfertig ab. Die Kapelle spielt die Columbische Nationalhymne, vor der wir den Hut abnehmen, weil wir so viele Bekannte in der Komposition entdecken. Sie soll in Paris nach der Elle bestellt worden sein.

Savanilla ist keine Stadt, sondern nur ein Hafen, man könnte eigentlich sagen: ein Begriff, denn die eigentliche Hafenstadt ist das dreißig Meilen weit im Binnenlande liegende Barranquilla.

In den letzten Jahren hat sich die Bedeutung von Savanilla so weit gehoben, daß es die beiden anderen Hafenstädte von Columbien, Santa Martha und Cartagena, bedeutend überholt hat.

Die heutige Republik Columbien oder Columbia ist nicht mit den weiland Vereinigten Staaten von Columbien zu verwechseln, einem Freistaat, welcher aus dem verflossenen spanischen Vizekönigreich Neu Granada und der heutigen Republik Venezuela bestand. Sie umfaßt ein Gebiet von 1 203 100 qkm und stößt im Norden an das Karaibische Meer und Costa-Rica, im Süden an Ecuador, im Westen an den Stillen Ozean und im Osten an Venezuela und Brasilien, und hat über vier Millionen Einwohner. Dieselben bestehen aus beinahe zwei Millionen Mestizen, 400000 Weißen, 300000 Negern und Mulatten und 150000 Indianern.

Columbien wurde im Jahre 1499 von Amerigo Vespucci entdeckt und im Jahre 1536 von Gonzalo de Quesada der spanischen Krone einverleibt. Im Jahre 1710 gesellte man den Nachbar Ecuador hinzu und taufte das Par nobile fratrum „Neu Granada.“ Durch die Revolution im Jahre 1810 wurden die Spanier vertrieben und eine Zentralrepublik Columbien gebildet, welche aus Columbien, Venezuela und Ecuador bestand. Dieser durch den Befreier Bolivar inszenierte Zusammenschluß währte jedoch nur bis zum Jahre 1830, wo sich sämtliche drei Länder als selbständig erklärten. Nach unzähligen Bürgerkriegen, während welcher Columbien zwischen Ein- und Föderativstaatentum in der Geschichte schwankte, kam es endlich im Jahre 1886 zu der heutigen Staatsform.

Die Hauptstadt Bogotà, von Quesada im Jahre 1538 gegründet, liegt auf der Westseite der östlichen Cordilleren, 8000 Fuß hoch, inmitten einer baumlosen Hoch-

ebene, am Rio San Francisco. Sie hat 130000 Einwohner, darunter einige reiche Kaufleute und steht bis jetzt mit dem Norden durch keine Eisenbahn in Verbindung. Die schmachvollen politischen Zustände lassen es verstehen, warum in diesem reichen Lande so viel psychisches und physisches Elend herrscht. Der Urhallunke in Venezuela, Castro genannt, welcher den verbündeten Regierungen vor mehreren Jahren durch sein Prinzip des Schuldigbleibens so viel unnötige Verlegenheiten bereitete, ist noch ein Edelknabe gegen die Vampyrsippe im Kapitol der Residenzstadt Bogotà.

Mais, Reis, Kakao, Kaffee, Tabak, Zucker, Baumwolle, Bananen und viele andere Früchte gedeihen unter geringer Pflege, aber auch diese wird in geringem Maße zu Teil. Gold und Silber, Kupfer und Eisenstein, Kohlen, Steinsalz- und Smaragdlager sind in unerschöpflicher Menge vorhanden, es findet aber keine allgemeine Ausbeutung durch anständige Methoden statt.

Der Kapitän teilt uns mit, daß er bis morgen Mittag verweilen muß, um 3900 Stückgüter auszuladen und dafür 11130 lose Häute und 2000 Säcke Kaffee mitzunehmen. Wir machen uns demgemäß sofort auf den Weg nach Barranquilla. Zwischen Frachtwagen hindurch winden wir uns nicht ohne Beschwerde nach einem abenteuerlich aussehenden Holzwigwam, den wir als Stationsgebäude ansprechen. Richtig, als ich höflich den Hut ziehe und drei Billets erster Klasse nach Barranquilla verlange, nickt mir der Sennor Expeditor freundlich zu und reicht mir, nachdem er mein Zehndollargoldstück mit liebevollen Blicken betrachtet hatte, das gewünschte. Wie erstaunte ich aber, als er mir außerdem eine Faust voll vielgereister Papierscheine einhändigte, auf denen ich hundert, fünfzig, zehn und fünf Dollars las. Mir stand der Verstand tatsächlich still, und hilflos sah ich meine

Gattin an, welche ihre Treue durch einen ähnlich gestimmten Gesichtsausdruck manifestierte. Wir kamen überein, daß der gute Beamte sich geirrt habe und wollten durch das kleine Schalter so gut als möglich remonstrieren, als uns ein höflicher Mitreisender bedeutete, daß dieser Wulst von klebrigen Scheinen nur den Wert von sechs amerikanischen Dollars repräsentierte, und der stolze Papierdollar, welchen ich gerade aus dem Konsortium herausholte, einen lumpigen amerikanischen Cent gelte. Ich hatte demgemäß auf zehn Dollars sechshundert zurückerhalten.

Auch diese Art Großtuerei spiegelte die verlogenen und verlotterten Zustände des „Freistaates“ bezeichnend wieder.

Der Wagen dessen Außenseite die Bezeichnung „I. Klasse“ trägt, ist ein trauriges Stück Möbel. Ein Abteil dritter Klasse in Deutschland sieht entschieden anständiger aus. Die niedrigen Klassen sind allerdings veritable Viehwagen. Daß es mit der Präzision des Dienstes nicht weit her ist, konnten wir uns schon vorherein denken und so wunderten wir uns nicht, daß wir nach der Abfahrt auf dem halsbrecherischen Pier erst eine halbe Stunde hin und her geschoben wurden. Beim Stillhalten fesselt uns übrigens der Anblick prachtvoller kleiner Schwertfische von etwa 2 Füß Länge, deren blaue Schuppen in dem hellgrünen Wasser die Sonnenstrahlen reflektieren. Diese Fische bewegen sich mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit. Gern hätten wir einen Angelhaken ausgeworfen, aber es waren zu viel Hindernisse im Wege.

Gegen 10 Uhr gelangten wir endlich nach Puerto Colombia, der ersten Eisenbahnstation. Ein scheußliches Nest! Der Bahnhof eine Bretterhütte nach dem Rezept des Stationshauses auf dem Pier, umgeben von den primitivsten Lehmhütten, welche es überhaupt gibt. Die Patagonier können unmöglich schlechter wohnen. Da vegetiert Mann, Frau und Kind mit

Schweinen und was da fleucht und kreucht, einmütig zusammen. Tische und Stühle kennt man in den meisten dieser Räuberhöhlen überhaupt nicht. Der Ofen ist aus Thon, wie ihn die Ureinwohner noch gebrauchten.

Die Pièce de résistance ist ein großer gelber Gockelhahn, der einzige anständige Bewohner den ich überhaupt dort sah. Die Schweine, welche überall herumgrunzen, gewähren einen traurigen Anblick, sie sind so mager, daß sie wie ein lebendiges Röntgenbild aussehen. Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich etwas wie Mitleid für das Borstenvieh.

Ähnlich abgemagert erscheinen die Hunde.

Straßen gibt es nicht. Man bildet sich ein, auf einer dürren Haide zu stehen, auf welcher regellos einige Dutzend Hütten aufgebaut sind. In dem Zentrum dieser Tümpelkongregation ist ein freier Platz, welcher durch einige dreißig Höckerinnen noch weiter verunziert wird. Es ist der sogenannte Marktplatz, auf welchem die Damen der Halle getrocknete Fische, Ananas und ekelhaftes Konfekt feil halten. Sie tragen den ausgesprochenen Indianertypus. Ihre Häßlichkeit ist unbeschreiblich. Die Marktgegenstände werden von Fliegen und von nackten Kindern umschwärmt. Ältere Mädchen sind stark dekolletiert und lassen ihr blauschwarzes Haar malerisch aufgelöst über die braunen Schultern fallen.

Da wir eine halbe Stunde Aufenthalt haben, so können wir nicht blos die ganze Kolonie beschaulich studieren, sondern geben auch zugleich dem Janhagel Gelegenheit uns näher ins Auge zu fassen. Und dabei schneiden wir keineswegs großartig ab. Die Rangen, welche nackt und halbnackt, von der rauhen Hand des Gesetzes völlig unberührt, in den „Salonwagen“ steigen, lehnen sich neben uns auf die Bänke, mustern unser Gepäck, machen hochtrabende Bemerkungen über uns und bringen dann im Kom-

mandoton die Frage nach einem Reisepfennig hervor. Sie gehen zwar nicht so weit, mit „La Bourse ou la Vie“ zu drohen, aber sie nähern sich dem Räuberstandpunkt auf Nasenlänge. Man kämpft im Innern mit der Empörung über das Gesindel und zugleich empfindet man Mitleid mit dem elendigen Dasein, welches diese Menschen führen müssen.



Fig. 34. Die höhere Aristokratie von Savanilla.

Mir kam unwillkürlich der Gedanke, ob meine eigenen Vorfahren vor Jahrtausenden nicht ähnlich gehaust haben. So kann man in weiter Ferne einen eigenartigen Einblick in die eigene Landesgeschichte bekommen.

Das „Zügle“ läßt endlich die heisere Dampfpfeife ertönen und nun geht es am Meeresstrand entlang in pittoresker Fahrt. Da sieht man eine Anzahl untergegangener Fahrzeuge am Ufer liegen, von der Schaluppe bis zum ehemaligen

Kriegsschiff. Auf einem Riff des östlichen Hafeneingangs bemerken wir einen scheinbar wohlerhaltenen holländischen Dampfer, welcher vor Monaten hier auflief und nicht abgeschleppt werden kennte, weshalb er, der über eine Million wert war, um 3000 Dollars an einen deutschen Handelsherrn



Fig. 35. Unsere Schiffsoffiziere in bequemer Toilette beim Aufbruch zu einem Morgenritt in die Umgebung von Savanilla.

in Barranquilla verkauft wurde, welcher das Material zu verwenden gedenkt. Bevor wir landeinwärts fahren, passieren wir ein hochromantisch gelegenes Nonnenkloster, welches gebietend von einem hohen Hügel auf das Meer herunterschaut.

Dieses friedfertige Asyl war zu spanischen Zeiten eine starke Festung gewesen. Der Zug hält direkt unter den wilden Schroffen, und zwei Nonnen im schwarzen Habit und

windmühlenflügelartigen Hauben von furchtbarer Dimension stiegen ein.

Wir verlassen nun die baumlose Gegend und bemerken einfache aber anständige Holzhäuser, vor welchen Palmen und Obstbäume gepflanzt sind. Das Bahnbett steigt um einige hundert Fuß. Der Boden ist noch teils sumpfig, teils sandig und nur ganz vereinzelt stößt man auf Bananenpflanzungen. Nach beinahe zweistündiger Fahrt an kleinen Dörfern vorbei, die zumeist aus schmutzigen Lehmhütten bestehen, laufen wir in die Endstation Barranquilla ein. Schon bei der Einfahrt sehen wir mit Freuden den Einfluß des Deutschtums, denn die großen und praktisch erbauten Arsenale. welche sich zwischen dem Bahnbett und dem nun in Sicht gekommenen Magdalenenfluß hinziehen, tragen die Namen deutscher Firmen. Während der Fahrt hörte ich einen braungefärbten Herrn wiederholt medizinische Ausdrücke gebrauchen, so daß in mir der Verdacht rege wurde, daß er zu meinem Stande gehörte. Ich nahm mir deshalb die Freiheit darum zu bitten, an dem Gespräch teilnehmen zu dürfen. Meine Diagnose stimmte und ich freute mich nicht wenig, einen amerikanischen Kollegen, Dr. Wilson aus Kanada, begrüßen zu können. Derselbe hatte Kolumbiens Wälder in kühnen Märschen durchkreuzt und konnte mir über viele interessante Punkte freundlichen Aufschluß erteilen. Da er das spanische Idiom durchaus beherrschte, so leistete er mir auch später wertvolle Dienste als Dolmetscher. Durch ihn wurde ich mit mehreren eingeborenen Kaufleuten aus Barranquille bekannt, welche alle einen merkwürdig gleichgiltigen und schlaffen Eindruck auf mich machten.

Am Bahnhof wurden wir, wie in Kingston, von einer Meute farbiger Kutscher überfallen. Wir suchten durch das Einsteigen in das erste beste Gefährt dem Pandämonium so

rasch wie möglich zu entrinnen. Erst später merkten wir, daß unser Gespann eine Mesalliance darstellte, denn es bestand aus Pferd und Maulesel, beide entsetzlich abgemagert. Zunächst ließen wir uns nach der „Pension Inglesa“ fahren, einem Gasthof, welcher von der englischen Familie Meek trefflich geführt und viel von deutschen Kaufleuten besucht wird. Auf dem Wege dahin leiden wir zunächst von dem gelbweißen Staub, welcher von der ungepflasterten Landstraße auffliegt. Die Vorstadt besteht aus kleinen Backsteinhäuschen, welche nach spanischer Art mit großen Holzgitterfenstern ausgestattet sind. Viele derselben sind mit Stuck überstrichen, so daß sie von weitem nicht übel aussehen. In der Nähe allerdings verblaßt die scheinbare Pracht und wie beim gekratzten Russen der Tartar, so kommen hier bei näherer Inspektion allenthalben Löcher und andere Defekte zum Vorschein. Die Innenstadt mit ihren öffentlichen Gebäuden und der Kathedrale gewährt einen höchst interessanten Anblick. Freilich darf man auch hier ebensowenig wie der Feldwebel bei der Sonnenfinsternis, zu nahe hingehen, sonst hört die Illusion auf. Während im Hotel das Mittagsmahl bereitet wird, halten wir Umschau. Zunächst suchen wir einen italienischen Photographen auf, welcher fließend deutsch spricht, um einige Bilder entwickeln zu lassen und neue Films zu kaufen. Der Sennor R. Fachio in der Calle San Blas (Calle heißt Straße und ist nicht mit der hebräischen Bezeichnung für Herzallerliebste zu verwechseln) zeigte sich als perfekter Künstler und gab mir Ratschläge in bezug auf die Belichtung. Das Sonnenlicht in den Tropen ist nämlich so grell, daß man nur bei allerkürzester Aufnahmezeit auf einen Erfolg rechnen darf, eine Erfahrung, welche ich trotz meines unübertrefflichen Zeiss-Apparates wiederholt und teuer bezahlen mußte. Der Eventualität daß der empfindliche Gelatin-

beguß der photographischen Platten sich in der Hitze verflüssigt, wie es sich so oft ereignet, setzte mein vortrefflicher amerikanischer Lichtstoff genügenden Widerstand entgegen. Und meinen Platten drohten gar viele Gefahren. Einmal hatten wir des Nachts Rattenbesuch in der Kabine und zwar fraßen die Bestien sich durch die Pappdeckelhülle meines so sorgsam gehüteten Kastens in meinem Schrank. Dieser Befund wurde zum Glück noch bei Zeiten entdeckt. Und während des Sturmes fiel mir ein Dutzend Platten mit großer Intensität auf den Boden, was aber nur den Bruch einer einzigen Platte zur Folge hatte. Schließlich setzte mich der Zöllner in Port Limon in großen Schrecken, als er meinen photographischen Kasten durchsuchte und den Deckel von dem lichtempfindlichen Inhalt der Plattenschachtel abnehmen wollte. Nur meine Bereitwilligkeit, einen ungerechten Zoll für meinen Apparat zu zahlen, ließ diesen Kelch an mir vorübergehen. Mögen

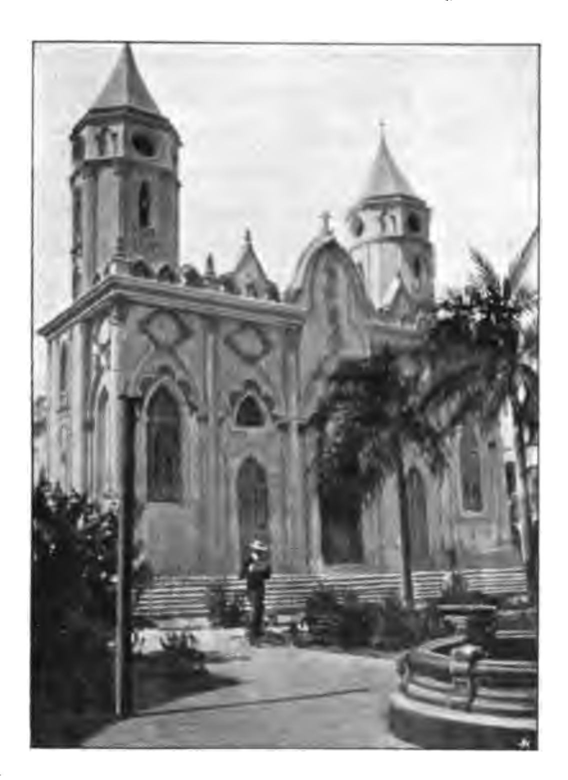


Fig. 36. Kathedrale von Barranquilla am Parkeingang.

die Schnäpse, welche sich dieser ungetreue Wächter für dies auf dem Wege der Chikane erworbene Gut leistete, ihm wie Grüneberger im Magen liegen bleiben!

Der interessanteste Teil von Barranquilla ist der Marktplatz, welcher von der doppeltürmigen Kathedrale hoch überragt wird. Von weitem sieht dieses Gotteshaus in seiner blendenden Weiße, welche den Marmor vortäuscht, imposant aus, je näher man aber kommt, desto mehr wird der gute Eindruck abgeschwächt. Das Ganze ist dementsprechend mit billigem Flitter überladen. Überall nur Schein. Vor der Kathedrale befindet sich ein kleiner hübscher Park, der von Palmen überschattet und mit blühendem Gebüsch besetzt ist und ein beliebtes Rendez-vous für Fromme sowohl wie Heiden bildet.



Fig. 37. Die Bank von Barranquilla.

Der Kirche gegenüber liegt die Bank von Barranquilla, von ferne geradezu stilvoll, aber bei näherer Okularinspektion defekt. Am schönsten erschien mir vom architektonischen Standpunkt aus der säulengetragene Eingang zum Kirchhof, welcher sich dicht am Bahnhof befindet. Wir Ärzte schauen auf den Friedhof, selbst wenn er eine gesunde Lage hat, mit ähnlichen Gefühlen, wie sie Mephisto im zweiten Akt des Faust empfindet, wenn ihm der brave Valentin das zer-

brochene Degenkreuz entgegenhält. Die Schönheit der Säulen, hinter welchen hohe Palmbäume malerisch herüberragten, bestach mich so, daß ich es trotz meines Unbehagens photographierte. Gleich daneben befindet sich der Hufschmied, in dessen Hof mit seinen verfallenen Mauern sich die männlichen und weiblichen Klatschbasen zusammenfinden. Auch hier ist tiefstes Negligé Trumpf und die Schönen gleichen im Äußeren den Gebäuden.



Fig. 38. Säuleneingang zum Friedhof in Barranquilla.

Um die Mittagszeit ist es sehr heiß geworden und auf den freien Plätzen hat man das Gefühl gebraten zu werden. Im Schatten dagegen kann man es sehr gut aushalten. Wir eilen nun unserem Mittagsmahl zu, welches wir in der Säulenhalle der Pension inglesa einnehmen. Das Hotel ist ein schöner Neubau im spanischen Stil, hat ein geschnitztes Hoftor, durch welches man in einen mit Steinplatten gedeckten Empfangsraum tritt. Von demselben zweigt

sich seitlich die Restauration ab, in welcher Bier, Wein und Feuerwasser verschenkt werden, während es nach vorn in einen großen viereckigen Hofraum führt, dessen mittlere Hauptfläche von prachtvollen Bäumen und herrlichen Büschen, die mit grünen, gelben und blauen Blumen übersät sind, besetzt ist. Um diese Anlagen ziehen sich breite Arkaden, in denen etwa ein Dutzend Tische gedeckt sind. Wir machens wie Bismarck und nehmen was wir kriegen können. Wie in Kingston, so werden wir auch zu einigen geölten Gerichten verlockt, wir untersuchen sie auch, aber nicht mit der Zunge. Suppe, Fisch, Geflügel und allerlei unbekannte Gemüse schmecken vortrefflich. Die Perle des Gerichtes ist jedoch die melonenartige Papayafrucht, welche nicht blos ihres delikaten Aromas wegen bemerkenswert ist, sondern auch durch ihre Fähigkeit, ein



Fig. 39. Hufschmiede innerhalb eines alten Gemäuers in Barranquilla.

Ferment zu produzieren, welches gleich dem Pepsin Eiweißkörper löst. Aus dem Milchsaft der Papayafrucht stellt man auf chemischem Wege das Papayotin her. Sehr erfrischend schmeckt auch die apfelförmige Frucht „Sapote“ genannt.

Die Bedienung ist tadellos, um nicht zu sagen feudal, denn unser braunfarbiger Kellner, welcher in den tiefsten Verbeugungen erstirbt, ist kein geringerer als ein verflossener General der chilenischen Armee. Wir bemessen auch im Verhältnis zu dieser Würde das Trinkgeld, welches er unter den Anzeichen tiefgefühlter Dankbarkeit mit erstaunlicher Schnelligkeit einheimste. Die Zeit schien für's Revoluzzen schlecht und so zahlte sich der kulinarische Dienst bei der englischen „Missus“ besser. Wer will dem armen Tropf sein ubi bene ibi patria verübeln?

Wir bemerken mehrere Tische voll deutscher, zumeist jugendlicher Herren, welche trotz der Hitze ihren Rotspohn vertilgen. Sie haben tadellose Manieren und scheinen mir überhaupt in jeder Beziehung prima Qualität zu sein.

Wir wagen uns an nichts „Geistliches“ und fragen welcher Art Mineralwasser zu haben ist. Da wird uns ein kohlensaures Wasser empfohlen mit dem merkwürdigen Namen „Serbren“. Zum besseren Verständnis befahl ich der braunen Exzellenz, mir das fragwürdige Corpus vorzuführen, welches sich zu unserem freudigen Erstaunen als „Sauerbrunnen“ vom lieben Harz entpuppte.

Zu kurzer Siesta begaben wir uns in den sehr hochgelegenen Parlor im zweiten Stock, von dessen Balkon wir eine entzückende Aussicht über die Stadt genießen. Man glaubt sich beim Anblick der flachen weißen Dächer in den Orient versetzt. Einige der Kirchtürme haben Ähnlichkeit mit Moscheen. Bei den vergitterten Fenstern, den ge-

heimnisvollen Gärten über welche hohe Bäume mit wundervollen gelben Blüten hervorragen, denkt man an Scheherazade. Dazu diese tiefe Stille des frühen Nachmittags, an dem sich alles in die Häuser zurückzieht.

Im zweiten Stock befinden sich die geräumigen Schlafzimmer, deren Innenwände nicht bis an die Decke reichen, um genügenden Luftzug zu schaffen. Das ist zwar angenehm, aber man hört jede Bewegung des Zimmernachbars. Zum Geheimdienst eignet sich diese Bauart nicht. Die Himmelbetten sind mit einer Moskitohülle versehen. Augenblicklich plagt uns das Teufelszeug übrigens nicht.

Auch die besseren Wohnhäuser zeigen den exquisiten spanischen Typus. Die Fenster sind zumeist sehr hoch und gefängnisartig vergittert. Tritt man durch eine zumeist mit rohen Ornamenten versehene Holztüre in das Innere des Hauses, so ist man erstaunt, sich sofort in einem zumeist geräumigen, mit Rohrsesseln, Sofas, Tischen und sonstigen leichtgebauten Möbeln angefüllten Wohnzimmer zu befinden, denn Vorplätze oder Korridore kennen die Spaniolen nicht.

In ähnlichem Stil ist das deutsche Klubhaus erbaut, eine friedliche Oase in diesem exotischen Milieu. Hier finden häufig Gesellschaften und Tanzvergnügen statt. Unser Kapitän ist dort die populärste Persönlichkeit, denn wenn seine schwere Pflichten es ihm gestatten, kommt er auf Besuch und bringt die Schiffskapelle mit. Dann werden die Löffel der staunenden Barranquillaner noch länger als sie schon sind, so die weltbeherrschenden Laute deutscher Musikheroen durch die hohen Fenster des Klubs über die Gassen tönen und last but not least die Wacht am Rhein aus begeisterten Kehlen in die tropische Nacht hineingebrüllt wird. O herbe Jungfrau Germania, wie gering schätzest du die Herzensschwingungen, welche dir in unvergänglicher Treue von den fernsten Ländern

entgegenschwirren! Wie viele deiner besten Söhne ließest du mit einem kalten Achselzucken in die Weite ziehen und deine Schuld ist es wahrhaftig nicht, wenn dieselben dir trotzdem anhangen. Wenn der große William sagt: „What fools these mortals be“, so hat er gewiß an die Deutschen gedacht, zum wenigsten im Sinne des Ulk, der diese kostbare Phrase mit „Die Menschen sind doch zu komische Leute“ übersetzt. Das deckt sich auch ungefähr mit der Charakteristik des deutschen Gemütes, wie es Heine mit seinem unsterblichen „Ich weiß nicht was soll es bedeuten“ suggeriert. Ja, die Deutschen sind merkwürdige Menschen. Die Tiefe der deutschen Liebe ist unermeßlich. Keine andere Nation besitzt ein Gleiches. Der Deutsche räsoniert über Gott, die Welt und die hohe Obrigkeit und wenn es schließlich zum klappen kommt, dann läßt er sich dennoch mit einem Hurrah auf den Lippen für den Landesherrn tot schießen. Moriturі te salutant.

Und die Tiefe und der Ernst, wie sie das so stark in dem deutschen Wesen verankerte Pflichtgefühl erzeugt, läßt sich auch in den gesegneten Unternehmungen der deutschen Kaufleute in Barranquilla verspüren. Wo es besser geworden ist in dieser Stadt, welche noch vor wenigen Jahren eine Stätte des Grausens war, da war es eine liebende deutsche Hand, welche Wandel schuf, Schmutz vertrieb und etwas Reines an die Stelle setzte. Darum ist der deutsche Kaufmann auch hoch geachtet. Beliebt ist er allerdings weder hier noch in anderen deutschen Niederlassungen und zwar propter invidiam!

Die deutsche Kultur zeigt sich übrigens auch in der Anlage einer Brauerei.

Sehr freundlich spricht man allgemein von dem deutschen Konsul Moritz Siefke, welcher schon viele Jahre hier ansäßig ist. Der amerikanische Konsul Demeres, ein alter New Yorker,

erfreut sich ebenfalls großer Popularität bei der einheimischen, sowohl als bei der deutschen Bevölkerung. Möchten doch die Vertreter der beiden großen Nationen überall auf dem Erdkreis einmütig zusammengehen! Barranquilla hat heute 36000 Einwohner und ist die Hauptstadt der kolumbischen Provinz „Atlantico". Das städtische Hospital — Hospital de Caridad, — wird aus freiwilligen Beiträgen unterhalten. Den Dienst besorgen barmherzige Schwestern, deren Herzen weiter sind als ihr Horizont. Ein Priester ist Direktor. Mit aller Hochachtung vor dem geistlichen Stand ist es doch ein Unglück für die Hospitäler, wenn Leute, die von der Medizin nichts verstehen, ein so kompliziertes medizinisches Räderwerk, wie es ein modernes Hospital darstellt, leiten sollen. Die Herrn Theologen haben schon vor undenklichen Zeiten den Lehrsatz aufgestellt: Mulier taceat in ecclesia. Sie sollten



Fig. 40. Deutsche Brauerei in Barranquilla (im Hintergrund die Hinterraddampfer auf dem Magdalenenfluß).

dasselbe Prinzip auch in ihrem Verhältnis zu der Heilkunde auf sich anwenden und das Wort des Apostel Paulus „Unser Wissen ist Stückwerk“ nicht blos auf die Medizin beziehen. Hoffentlich wird auch hier einmal durch deutschen Einfluß ärztlicher Frühling.

Wie mir der Herr Konsul mitteilte, bestehen die Hauptausfuhrartikel aus Kaffee, Tabak, Kuhhäuten und Gummi. Zur Einfuhr gelangen Eßwaren, namentlich Mehl, ferner Petroleum, Eisen, Kleidung und Haushaltungsgegenstände.

Die Schiffe auf dem Magdalenenfluß, welche wegen der vielen seichten Stellen gleich den Mississippidampfern mit Hinterrad versehen sind, sind in den Händen des deutschen Kapitäns Stegmann, welcher es, wie bereits angedeutet, unternahm, den gestrandeten Holländer am Leuchtturm von Savanilla zu erlösen.

Herr Stegmann ist die Seele der deutschen Unternehmungen in Barranquilla, ein Mann von eiserner Energie und napoleonischem Blick. Ich war nicht wenig erfreut zu vernehmen, daß er uns nach New York begleiten würde. Ich werde im weiteren Verlauf meiner Beschreibung noch auf ihn und seine wunderbaren Erlebnisse zurückkommen.

Bis dato werden die sämtlichen Verkehrsanstalten im Rayon von Barranquilla durch eine Maultierpferdebahn repräsentiert, welche anscheinend gute Geschäfte macht. Die Schienen sind zwar stellenweise etwas wackelig, denn die Erde bietet nur einen schlechten Halt und Pflaster gibt es nicht, denn die Regenzeit wäscht dasselbe erbarmungslos fort.

Das ganze Arsenal besteht aus zwei Wagen, welche abwechselnd einander kreuzen. Um uns unter das Volk zu mischen, versuchten wir in einen dieser Wagen zu steigen, welcher uns in die Nähe des Bahnhofs bringen sollte. Sobald

wir auf einem Halteplatz still standen, näherten sich einige Kutscher, welche uns der Pferdebahn abspenstig machen wollten. Da sie damit kein Glück hatten, so fuhr der frechste der Wagenlenker in dem Augenblick als der Tram anhielt, so nahe an die Einsteigeseite desselben, daß wir schlechterdings nicht hineingelangen konnten. Wir schlugen ihm aber ein Schnippchen, machten rasch einen Bogen auf die andere Seite und schlüpften unter den herabgelassenen Vorhängen durch. Dann mußten wir erst in entgegengesetzter Richtung fahren, bis wir in einer dunklen Gasse Halt machten. Die Wartezeit benutzten wir, um uns zwei in nächster Nähe befindliche Apotheken anzusehen. Sie machten beide einen sauberen Eindruck. Mit dem einen Beherrscher des Mörsers sprach ich einige Worte französisch, das er gebrochen hervorbrachte. Dafür waren seine Manieren um so höflicher.

Ehe wir wieder einstiegen, bewillkommneten uns zwei mittelgroße Schweine, welche sich vor dem Maultiere des Trams in einer tiefen Straßenpfütze herumwälzten. Ihre Grundfarbe war nicht zu unterscheiden, sie konnte gerade so gut weiß als schwarz sein, denn der Schmutz machte sie eo ipso dunkel. Als sich das verknöcherte Maultier in Bewegung setzte, ließ der Kondukteur ein Brillantfeuerwerk spanischen Redeschwalles auf mich los, und da ich versäumt hatte, mich mit der Sprache der Hidalgos bei Zeiten zu befreunden, so erwiderte ich, indem ich meiner Physiognomie die Gestalt eines freundlichen Fragezeichens gab. Zugleich schwante mir, daß er einen Zuschlag wollte. Ich zog deshalb einen Silberling heraus, worauf sich seine indianischen Züge erhellten. Während er einige spinnwebendünne Fahrkarten für mich aus seiner Blechbüchse herausgrub, erwähnte ich das Wort Eisenbahn und übersetzte es mit „Via ferrea“, wie es in meinem Wörterbuch stand. Der Kondukteur kannte

diesen Ausdruck nicht, und als der Rosselenker, ein etwa 18jähriger, brauner, hübsch gewachsener Bengel es hörte, schüttelte er sich vor Lachen, denn dieser Schlauberger wußte ja, daß die gebräuchliche Bezeichnung „Ferro Caril“ ist. Dies führte mir vor Augen, wie viel nobler doch der dümmste nordamerikanische Bauernjunge ist, welcher über einen Fremden nie lachen würde, und machte er auch die unsinnigsten Fehler.

Da ich mich wacker umgesehen hatte, so konnte ich mich nach der Kathedrale und dem nach der Bahn zu gelegenen Laden des deutsch-spanisch-italienischen Konterfeiers orientieren und gelangte auch ohne weitere Beschwerde ans Ziel. Das Maultier, welches, beiläufig erwähnt, den im Staate New-York erbauten Tram zog, war störrisch und bog jeden Augenblick von der Mitte des Geleises ab, worauf der junge Bramarbas ihn an den Stricken, welche als Zügel dienten, mit großer Kraftanwendung herumriß und zugleich die arme Kreatur mit der Peitsche auf das unbarmherzigste bearbeitete. Dabei schwankte unser Wagen wie ein Betrunkener hin und her. Dieses Manöver wiederholte sich fast jeden Augenblick, bis wir das ungastliche Vehikel verließen.

Was kann man auch bei der gleichgültigen Haltung der Regierung erwarten, welche diese Menschen wie das liebe Vieh aufwachsen läßt? Man bleibe nur an der Ecke einer Seitenstraße stehen und sehe sich das Lausbubengesindel an, das mit homöopathischer Toilette angetan, an einer Mauer lehnt und unter Lachen und Schimpfen an einem Zuckerrohr herumschält, bis es hinter den wulstigen Lippen wie in einem feuerspeienden Krater verschwindet. Nackte Knaben und Mädchen stehen herum und sehen dem Stoffwechsel neidvoll und freudlos zu. Den Kindern unter fünf Jahren gönnt man noch nicht einmal das Feigenblatt. Sie treiben sich überall

herum, wie Gott sie geschaffen hat. Und wenn sie noch so schön geschaffen waren, die Stupidität und Gleichgültigkeit der Eltern hat das Ebenbild des Schöpfers kläglich verkommen lassen. Denn das Wahrzeichen der kleinen Barranquillaner ist ein Bäuchlein, dessen Volumen dem eines deutschen Bürgermeisters alle Ehre gemacht hätte. Der Grund dieser Verunzierung ist in dem unglaublichen Genuß von Sand zu suchen, welcher teils unverfälscht, teils mit Bananen und ähnlichen Vehikeln vermischt, behaglich heruntergeschluckt wird. Im kindlichen Darm häufen sich dann ganze Sandbänke an und erzeugen einen Stauungszustand, welcher die trichterförmige Erweiterung der Gedärme und damit eine kolossale Auftreibung zur Folge hat.



Fig. 41. Sandbäuchiger Barranquillaner auf seinem Packesel vor einer Buchhandlung.

Am Bahnhof treibt sich bis zur Abfahrt dieselbe Art

Bürschlein herum, welche uns schon in Puerto Colombia drangsaliert hatten. Die einen drängen sich unter dem Deckmantel des Wichsiertums in die Wagen herein und halten einem die Schuhbürste frech unter die Nase. Wenn man sauer reagiert, so sehen sie einen mitleidsvoll an und fragen, ob sie einem vielleicht ein Geldstück schenken sollten, damit man sich diesen Luxus leisten könnte. Halbwüchsige Jungen, welche noch nicht hinter den Ohren trocken sind, rauchen Zigaretten wie die Sportsleute und spucken wie routinierte westliche Yankees. Sie spielen mit dem Bremsermechanismus des Wagens und Niemand stört sie. Beamte sind weit und breit nicht zu sehen. Andere betteln und lungern, wenn sie abfallen, in nichtswürdiger Weise am Gepäck herum. Ich hätte nie gedacht daß irgend ein Erdenfleck so freche Gassenkanaillen trägt, als hier und im stillen habe ich dem Neapeler Janhagel, welcher fürwahr auch nicht von Pappe ist, die schlechte Meinung, die ich bisher von ihm hatte, abgebeten. Schade, daß hier keine Haselruten für den Barranquillaner Max und Moritz wachsen. Unsere treuen Begleiter, die Borstentiere, zeigen auch wenig Scheu vor einem Wagen der ersten Klasse und grunzen uns zum Abschied noch ein Ständchen vor. Die Sonne ist schon im Sinken begriffen als wir Barranquilla Valet sagen. Wir genießen noch einen herrlichen Anblick auf den Magdalenenfluß, dessen Ufer von grünen Wiesen und Bananenpflanzungen eingerahmt werden. Ein Dampfer fährt in majestätischer Langsamkeit den Strom hinauf, stellenweise sieht es aus, als führe er mitten durch die Wiesen hindurch, dann leuchtet wieder ein silberheller Wasserstreifen auf, den das große Querhinterrad hoch aufwühlt. Die Stromfahrt soll sehr interessant sein, da es beständig etwas zu sehen gibt. Da tummeln sich in den Wäldern Papageien und Äffchen auf den Ästen, die weit in den

Fluß hineinragen, als wäre er von einem ungeheuren Blätterbaldachin bedeckt. Wer das Glück hat sieht auch einmal einen Jaguar, den südamerikanischen Tiger. Etwa 100 englische Meilen von Barranquilla entfernt stößt der kuragierte Jäger schon auf dieses ebenso schöne als gefährliche Tier. Auch Riesenschlangen sind hier zu Hause, sie werden aber dem Dampferpersonal nicht gefährlich.

Ein melancholischer Ernst ist über das hellgrüne Wasser gebreitet, in welchem sich die untergehende Sonne in glitzernden Farbenreflexen wiederspiegelt. Vom Meer her weht eine herrliche Brise, welche den Körper erfrischt, so daß ihn ein gesättigtes Wohlbehagen durchströmt. Die violetten Blüten der Riesen-Mandelbäume, welche dem Bahnbett entlang in unabsehbarer Menge stehen, verbreiten ein köstliches Aroma, das wir mit Entzücken einatmen. Wir empfinden tatsächlich ein Wohlgefühl ohne gleichen. Die Hitze, der Staub und die garstigen Menschen sind vergessen und nur das schöne dominiert in der Erinnerung. Wir halten auf offener Strecke im Abendsonnenschein, vor uns eine weite tief- und lichtgrüne Ebene, alles lebend und leuchtend. Herrlich schimmernde Schmetterlinge und graziöse blaue Libellen erscheinen am schimmernd glänzenden Gesträuch, Vögel mit buntem Gefieder fliegen von Ast zu Ast und schmettern ihr Preislied in die Schöpfung hinaus. Und nun wird es immer stiller und feierlicher. Leise zieht durch mein Gemüt, liebliches Geläute. Ich wünschte ich wäre ein Dichter, denn nur ein solcher kann die Göttlichkeit solcher Momente in Worten festhalten. Wie ein Traum erscheint mir schon die Reise nach Barranquilla. Wie viel Schönes und Garstiges so nahe beisammen! Les extrêmes se touchent. Wenn Barranquilla sich personifizieren ließe, so hieße sein Name Heinrich Heine. Denn bei keinem anderen ist das Erhabene so nahe beim

Gemeinen, die Rose so dicht beim Schmutz und die kindliche Reinheit so unmittelbar bei der Zote. Scheint es nicht als ob die Gottesnatur und ihr Leben und Weben ein Abbild der Menschenseele ist?



Fig. 12. Wohnhütte in der Nähe von Barranquilla.

Wir werden aus unseren Betrachtungen dadurch gerissen, daß wir in der Nähe des Meeres eine Kreuzungsstelle passieren, wo der Nachmittagszug nach Barranquilla unserer harrt. Aus einem Fenster grüßt uns das joviale Gesicht unseres Kapitäns, welcher heute Abend im Deutschen Klub da oben erwartet wird. Wir brauchen also nicht zu fürchten, den Dampferanschluß zu versäumen. Er lud uns freundlich ein ihn zu begleiten, aber es wäre des Guten zu viel geworden. Eine Meile weit von der Station entfernt, entdeckten wir zwei prachtvolle Leguane, welche mit viel größerer Schnelligkeit als wir sie dieser großen Eidechsenart zugetraut hätten, neben dem Zug herrannten. Sie waren mit dem langen

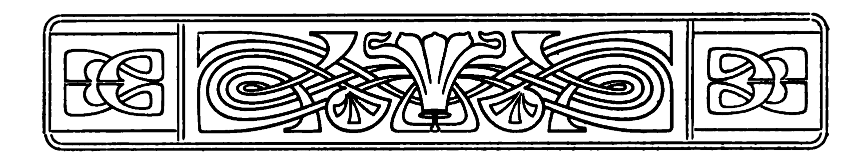
Schwanz beinahe einen Meter lang und schillerten unheimlich in ihren gelbgrünen und leicht rötlich tingierten Farben. Der Wettlauf dauerte vielleicht eine Minute, dann schlugen sie sich seitwärts in die Büsche.

In Puerto Colombia mußten wir warten bis es dunkel wurde. Dann fiel es endlich dem Kondukteur ein zu fragen, ob wir Passagiere des weit draußen auf dem Pier verankerten Dampfers wären. „Natürlich“, antworteten ein Dutzend Leute, „wir haben ja Billette, die dorthin lauten“. Nachdem sich der Eisenbahnscherge seine weit abstehenden Ohren genügend lang gekratzt hatte, scheuchte er uns hinaus und spedierte uns nach abermaliger Verzögerung in ein düsteres vierrädriges Möbel, für welches die Bezeichnung Viehwagen entschieden viel zu nobel gewesen wäre. Das Einsteigen war infolge der Abwesenheit irgend welcher leiterartigen Hilfsmittel mit nicht geringem Risiko verbunden. Aber, was halfs? Schlecht gefahren ist immer noch besser als noch schlechter über den durchlöcherten Pier bei Nachtzeit zu gehen und so machten wir gute Miene zum bösen Spiel und legten auch glücklich beim Prinzen Joachim an, wo der Obersteward uns entschädigte, indem er heute seine feinsten Delikatessen herausrückte.

Am anderen Vormittag brachte uns der Zug von Barranquilla noch acht Eisenbahnwagen voll Ladung — zwölf Bahnwagen voll hatte unser Zug gestern Abend noch gebracht — und mit ihm unseren Kapitän, den wir mit lautem Hurrah begrüßten.

Bei der Verladung war mir ein kolumbischer Beamter aufgefallen, der seinen Arm in der Schlinge trug. Als ich mich nach der Art seiner Verletzung erkundigte, erfuhr ich, daß dieser in einer schwachen Stunde Geld an einen seiner Kollegen geliehen hatte und es nicht wieder zurück-

erhalten konnte. Eines Tages, als er den säumigen Schuldner drängte, versprach ihm derselbe zu zahlen, wenn er mit ihm in seinen Wigwam kommen wollte. Der Gläubiger war sofort bereit und folgte ihm. Kaum hatte er die kameradschaftliche Schwelle überschritten, als der Hallunke von Schuldner eine Machete von der Wand riß und ihn am ganzen Körper anhackte als bereite er eine Karbonade zu. Zwei Finger der rechten Hand hackte er vollständig ab. So zahlt man da unten seine Schulden. Da wäre ein schwarzer Walfisch zu Askalon mit dem Hausknecht aus Nubierland sehr am Platze.



Kartagena.

Nachdem unser zweiter Offizier noch seine Gallenfarbstoffe gewaltsamer Weise durcheinandergerüttelt hatte, da der kolumbianische Kommissar ihm im Zählen der eingeladenen Felle immer um einige Takte voraus war, wobei sich bei scharfem Argumentieren die großen Güterlisten der beiden oft wie zwei Degenklingen kreuzten, schallte der Kommandoruf: „Abfahren“ des Kapitäns in schneidigem Baß durch die Wanten. Die Kapelle spielt, wie es im Studentenlied heißt, teils aus Frömmigkeit, teils aus Zeitvertreib die Kolumbianische Nationalhymne, die Maschine läßt das Gebein des Dampfers klappern und im allersonnigsten Sonnenschein steuern wir an der südamerikanischen Küste entlang westwärts nach Kartagena zu, der ältesten Stadt des Erdteils Amerika. Nach kaum vierstündiger Fahrt tauchen die Türme der wundersamen Stadt am Horizont auf. Je weiter wir kommen desto herrlicher wird der Anblick. Wie die schaumgeborene Venus Anadyomene dem Meere entstieg, so taucht diese märchenhafte Stadt vor uns auf, mit ihren unzähligen Kirch- und Wachttürmen, ihren dräuenden Mauern und Bastionen und der sie hoch überragenden Festung. Die weißen Gebäude glitzern gespensterhaft in der Mittagssonne, und wenn uns Alladin mit der Wunderlampe entgegengefahren wäre, so hätte uns dies kaum in Erstaunen versetzt. Doch wozu versuchen, diesen einzigen Anblick zu schildern. Wer es nicht geschaut,

dem ist es kaum zu erklären so wenig als man der Rafaelschen Madonna oder der Rembrandt'schen Vorlesung in einer Kopie Gerechtigkeit widerfahren lassen kann.

Wir fahren der Stadt entlang, an ihrem Hafeneingang vorbei und an palmenbesetzten Ufern zehn Meilen darüber



Fig. 18. Cartagena vom Innenhafen aus.

hinaus, denn der prächtige Hafeneingang wurde durch die Spanier verschüttet und so viel Energie besitzt die heutige Generation nicht die Blockierung zu beseitigen.

So trägt man denn jetzt die Kirche ums Dorf und fährt in einem Umweg von zwanzig englischen Meilen hinter einer großen Landzunge ein. Der Eingang in diese innere Bai ist durch die beiden Forts Boca Chica und Boca Grande bestrichen. Derselben kommt heute nur noch eine dekorative [illegible] Romantik des

Milieus erheblich bei und erinnern an den engen Eingang zur oberen Bai von New York.

Noch im Weichbild der Festungsmauern fällt uns das Lepradorf in die Augen, welches sich eine halbe Meile an dem mit hohen Palmen beschatteten Strande gegen die Stadt hinzieht.



Fig. 44. Die alte Festung „La Popa" auf dem Berge oberhalb Cartagenas.

Zwischen den kleinen Häuschen der Aussätzigen liegt so viel prächtiges Garten- und Ackerland, daß die Patienten angenehme und lohnende Beschäftigung finden. Sie sind von der Außenwelt so gut wie abgeschlossen und jeder Versuch mit Gesunden in Kontakt zu treten, wird von den Behörden auf das strengste bestraft. So steht es wenigstens auf dem Papier. Die Kranken rekrutieren sich ausschließlich aus der Negerbevölkerung. Beide Geschlechter sind gleichmäßig vertreten. Der tuberkulöse Typus der Lepra erscheint vorherrschend. Der

Aussatz ist eine weit verbreitete Krankheit, für welche bis heute kein Heilmittel gefunden wurde. Vielleicht ist es einem der größten Deutschen aller Zeiten bei seinem jüngsten Besuch der Leprakolonie auf Hawai gelungen, die rätselhaften Entwicklungsbedingungen dieser Geißel zu erforschen und damit den Weg zur Heilung zu zeigen, wie er es bei der Tuberkulose getan. Es ist wohl kaum nötig, den Namen des Mannes zu nennen, dessen beispiellosen Genius wir ebenso bewundern als seinen persönlichen Mut, der ihn sein Leben unzählige Male zum Heil seiner Mitmenschen einsetzen ließ. Was ist das Genie eines männermordenden Napoleon gegen die Leistungen eines Wohltäters der Menschheit, wie es Robert Koch ist!

Der ansteckende Keim, welcher in seiner Durchseuchung des Körpers langsame aber stetige Zerstörungen bedingt, ist der Wissenschaft zwar bekannt, seine Lebensbedingungen aber sind zum größten Teil noch rätselhaft. Die Behandlung ist demgemäß symptomatischer Natur. Ich riet wiederholt zur Röntgenbehandlung, besonders im Frühstadium. Unwillkürlich kommt einem der Gedanke des Bedauerns darüber, daß so wenig zur wissenschaftlichen Erforschung des Aussatzes sowohl, wie vieler anderer tropischer Krankheiten geschieht. Hier würde sich amerikanischen und deutschen Gelehrten ein unendlich wertvolles Feld bieten. Freilich gehört außer einem entsprechenden Lehrinstitut auch Begeisterung und Entsagungsfreude dazu. Nicht jeder besitzt den Edelmut eines Vater Damien, welcher seiner Zeit den Aussätzigen auf Molokai das Evangelium predigte mit dem vollen Bewußtsein, daß er eines Tages ebenfalls von der ekelhaften Erkrankung befallen werden würde. Das ist praktisches Christentum und führte der Kirche mehr Gläubige zu als die beredtesten Kanzelergüsse. Der Aussätzige ist von der sogenannten Gesellschaft völlig ausgeschlossen. Bewundern muß man das gesunde

Weib, welches ihren aussätzig gewordenen Mann in die Verbannung auf Lebenszeit folgt. Sie weiß, eine Rückkehr gibt es nicht und es ist bei größter Vorsicht nur eine Frage der Zeit, wann auch ihr Leib mit zersetzenden Geschwüren besät sein wird, von welchen es nur eine Erlösung gibt, nämlich



Fig. 45. Die Vorstadt Xexemani, mit Cartagena durch eine Brücke verbunden.

das Grab. Keine gesunde Ehefrau ist gezwungen, ihren Mann in die Kolonie zu folgen, es steht ihr frei, sich scheiden zu lassen. Andererseits darf der geschiedene Aussätzige eine Insassin der Kolonie heiraten. Daß es nicht ohne herzbrechende Szenen abgeht, wenn ein Aussätziger als solcher vom Arzt erkannt ist und nun von seiner Familie weggerissen werden soll, kann man sich wohl denken. Es ist dabei schon zu regelrechten Kämpfen zwischen Angehörigen und Polizei gekommen.

Die Landung am Innenhafen ist sehr schwierig, da bei der großen Enge der Fahrstraße die Drehung des Dampfers nur auf einen kleinen Rayon beschränkt ist. Überall schauen die niederträchtigen Sandbänke heraus über die schon mancher gewichtige deutsche Fluch hinübergesaust ist.



Fig. 46. Auf der alten Festungsmauer von Cartagena, im Vordergrund das Meer.

Die Umgebung des Innenhafens ist über alle Maßen schön. In unserer nächsten Nähe begrüßen wir die kolumbianische Flotte, sie nimmt nicht viel Platz ein, denn sie besteht nur aus einem einzigen Kreuzer. Man munkelt zwar von dem Embryonalstadium eines Schlachtschiffes en miniature, welches im Hafen von Santa Marta vor sich gehen soll, aber gewisses ließ sich darüber nicht erfahren. Der Kreuzer war früher die Vergnügungsyacht des Sultans von Marokko, dieser modernen Ausgabe des westfälischen Königs „Morgen wieder Lustik“.

Die Flotte Kolumbiens soll auch mit einigen Kanönchen versehen sein und ich habe tatsächlich hie und da Geräusche gehört, welche dem schwindsüchtigen Donner einer Handkanone entsprechen mochten. Auch sah ich gleichzeitig ein Rauchwölkchen vom Schiff aufsteigen, gleich als ob dort eine besonders schwere Zigarre geraucht würde.

Der Kommandeur der Flotte ist seines Zeichens ein Zahnarzt in Bogotà und erblickte die See zum ersten Mal, als er schon ein Kapitänpatent besaß.

Das ist aber gänzlich nebensächlich wenn man bedenkt, daß dieser edle Ritter vom Brecheisen den Vorzug genießt, den Präsidenten zum Vetter zu haben. Ja, wer den Pabst zum Vetter hat! Der Marineminister in Bogotà paßt übrigens zu ihm wie ein faules Ei zum anderen. Hat da der wackere Kommandeur einer Fregatte von zwanzig Tonnen Gehalt den Auftrag bekommen, 500 Mann aufzunehmen um ein Revolutiönchen damit zu unterdrücken, worauf er berichtet, daß es unmöglich sei so viel Mannschaft unterzubringen und begründet dies mit den traurigen Worten: „Ich habe ja nur 20 Tonnen." Hierauf wird ihm der klassische Befehl: „Nun, dann werfen sie die 20 Tonnen hinaus und nehmen die 500 Mann herein". Wie er diese Ordre pariert hat, meldet die Weltgeschichte nicht.

Kartagena liegt auf einer schmalen Landzunge direkt am Golf von Darien und hängt mit seiner Vorstadt Xexemani, welche fast nur von Indianern bewohnt ist, durch mehrere Brücken zusammen. Die Zahl der Einwohner, welche großenteils spanischer Abkunft sind, beträgt beiläufig 25 000. Die ersten Niederlassungen wurden schon im Jahre 1510 gegründet, die eigentliche Stadt aber entstand erst im Jahre 1533 durch die Energie des abenteuerlichen spanischen Admirals Don Pedro de Heredia.

Der König von Spanien erklärte Cartagena damals als seine „sehr noble und königliche Stadt“, wie es alte Urkunden bezeugen. Die Geschichte des ganzen sechszehnten Jahrhunderts bildet für die aufblühende Stadt eine Kette von Brandschatzungen seitens englischer Buccaneers, worunter Drake, Pointeß, Duca und Morgan zu nennen sind. Franz Drake, dem wir die Kartoffel danken, brannte Cartagena im Jahre 1585 nieder. Duca und Morgan brachten es fertig, über sieben Millionen Dollars aus der Handelsmetropole herauszuquetschen. Diese Erfahrungen veranlaßten die Spanier, einen Festungsgürtel anzulegen, welcher noch heute die Bewunderung der Festungsbauer hervorruft. Es ist urkundlich festgestellt, daß Spanien die ungeheure Summe von 59 Millionen Golddollars für die Errichtung der Mauern und Türme ausgab. Dabei ist noch zu bedenken, daß keine Löhne

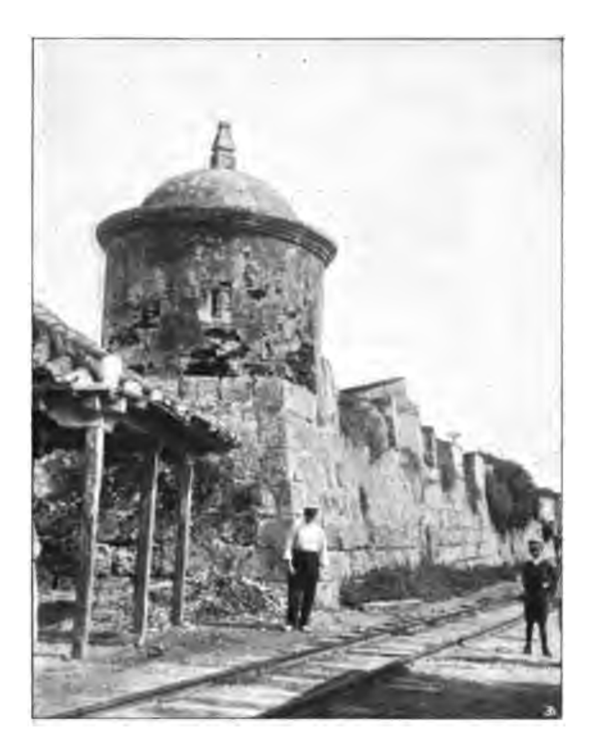


Fig. 47. Stadtmauer mit Turm von der Seeseite in Cartagena.

bezahlt zu werden brauchten, denn die Arbeit geschah durch die zu diesem Zweck von Afrika importierten Sklaven. Die Wälle bestehen zum großen Teil aus Korallenstein, welcher seiner Elastizität wegen eine Zersplitterung durch Kugeln und Bomben unmöglich macht. Die Kugeln graben sich in die dem Ton gleichende Substanz ein, ohne merkliche Erschütterungen hervorzubringen. Die Dicke der Mauern beträgt gegen 50 Fuß. Wenn man sich vorstellt, daß nicht weniger als 10000 Kanonen auf den Wällen Aufstellung fanden, so kann man man sich einen Begriff von der Bedeutung der Ausrüstung machen.



Fig. 48. Alter spanischer Festungsturm am Meer.

Im Gegensatz zu den ersten spanischen Befestigungen in Florida ist hier noch alles wohl erhalten, ja, man könnte die Mauern von Cartagena jeden Augenblick in einen nicht zu

unterschätzenden Verteidigungszustand bringen. Wenn man den Blick von den Zinnen dieser im großen Stil angelegten Festungswerke über Stadt und Meer schweifen läßt, so gewinnt die Stätte zahlloser Kämpfe um Macht und Gold Leben, man stellt sich unwillkürlich vor, wie die Gallionen



Fig. 49. Haupteingang durch das alte Festungstor in Cartagena.

der Freibeuter auf die Hafenfront einstürmten und von den Verteidigern zurückgeschlagen werden.

Cartagena ist das amerikanische Rothenburg. Wer es ein einziges mal gesehen hat, wird sein ganzes Leben lang einen unauslöschlichen Eindruck behalten. Herr Manning, der amerikanische Konsul in Cartagena, ein äußerst liebenswürdiger und hochgebildeter Herr, war so gütig, uns als Mentor zu dienen. Ohne ihn würden wir eine Reihe interessanter Punkte nicht gewürdigt haben. Wir schritten auf der sonnigen Promenade umher, als welche die verlassene Festungsmauer noch dient.

Aus den Spalten lugen blaue Glockenblumen hervor, vor uns huschen grüne und gelbe Eidechsen um das Gemäuer, und unter uns brandet die göttliche Salzflut. In weiter Perspektive dehnt sich die Mauer mit ihren Türmen, Wachtpostenhäuschen, Erkern und Zinnen. Es ist 11 Uhr Vormittag und die Sonne sendet versengende Strahlen über unsere Häupter.



Fig. 50. Das älteste Haus in Cartagena (an der Stadtmauer gelegen).

Der Konsul macht sich nichts daraus, denn er ist daran gewöhnt. Wir aber sehnen uns trotz des farbenprächtigen Bildes in die schattigen Gäßchen, welche sich neben der Stadtmauer hinziehen.

Unser Führer erzählte uns auf dem Wege, daß die Stadt im Jahre 1697 von den Franzosen genommen wurde, welche man aber bald wieder vertrieb. Im Jahre 1741 belagerte der britische Admiral Vernon 40 Tage lang die Stadt, eroberte sämtliche Forts und bohrte 19 spanische Kriegsschiffe

in den Grund. Den Rest ihrer Flotte versenkten die Hidalgos damals im Hafeneingang, wodurch sie das weitere Vordringen der Engländer abwehrten.

Nunmehr landete Vernon seine Truppen in Einzelkolonnen von je 200 Mann unterhalb des Fort San Felipe de Varajas, welches direkt über der Stadt, als letzte Station vor der weit oben gelegenen Bergfeste La Popa etwa 40 Fuß hoch über der Stadtmauer errichtet ist. Die Spanier aber wehrten sich tapfer und trieben die Engländer zurück, wobei die letzteren 1000 Mann verloren.

Diese Niederlage zusammen mit der Dezimierung seiner Truppen durch Fieber und Scharbock veranlaßte den stolzen englischen Seehelden zum Rückzug nach Jamaika. Die gesalzene Schlappe bildete den letzten Versuch Albions, die spanischen Städte im Norden Südamerikas zu anglifizieren. Im Jahre 1813 wurde die Unabhängigkeit der Stadt proklamiert, die Spanier aber wurden Herr der Iusurrektion und führten bis zum Jahre 1820 ihre Spezialität, die heilige Inquisition, wieder ein. Dann erst wurde der spanischen Herrschaft ein für alle mal ein Ziel gesetzt. Von der spanischen Glanzperiode datieren noch die unzähligen Kirchen, welche meistens ein höchst interessantes Außere zeigen.

Die älteste Kirche Cartagenas und zugleich Amerikas ist die vormals den Jesuiten zugehörende San Juan de Dios, jetzt meistens die Kathedrale San Pedro Clayn, genannt nach dem einzigen kolumbianischen Priester, welcher vom Papste heilig gesprochen wurde. Größer und schöner ist die Kirche von Santa Domingo, in deren unmittelbarer Nähe sich der Inquisitionspalast befand, welcher nunmehr als Regierungsgebäude fungiert. Wer sich's gern gruseln läßt, läßt sich die furchtbaren Gefängnisse und Torturkammern dort zeigen.

Auf dem schönen Park vor der Kathedrale Santa Domingo erhebt sich die eindrucksvolle Reiterstatue des Befreiers Bolivar.



Fig. 51. Kathedrale San Juan de Dios in Cartagena, die älteste Kirche in Amerika.

Über den Hospitaldienst in Cartagena habe ich leider nicht viel gutes zu berichten. Ich muß gestehen, daß mir nichts die traurigen politischen Zustände der Republik Columbia augenfälliger zu illustrieren scheint, als das Hospital der

Stadt Cartagena. Von außen einem Gefängnis gleichend, würde es schon über seiner Pforte die Aufschrift über



Fig. 52. Die Kathedrale Santa Domingo in Cartagena.

Dante's Hölle „Lasciate ogni speranza, voi, che entrate“ rechtfertigen.

Im Torbogen des dunklen Durchgangs lungert ein Wacht-

posten mit aufgepflanztem Bajonnet, welcher die Eintretenden aus seiner dummpfiffigen Physiognomie unverschämt mustert und jeden Besucher, dessen Antlitz ihm mißfällt, zurückweist. Dagegen gewährt er den Bakterien sämtlicher Spezies freiesten Zutritt, wie der Schmutz, welcher die grellen Farben seiner lumpigen Uniform freundschaftlich in einander überfließen läßt, andeutet. Im Innenhof sind wir auf das angenehmste überrascht, einen prächtigen Blumengarten zu finden, in dessen Mittelrabatte eine schöne Statue des Heilandes von einem schmucklosen Postament stimmungsvoll herniederschaut. Das untere Stockwerk harmoniert mit der düsteren Außenseite, dagegen verleihen die Arkaden des zweiten Stockwerkes den oberen Partieen ein freundlicheres Aussehen.



Fig. 53. Denkmal des Generals Bolivár auf dem Park vor der Kathedrale Santa Domingo in Cartagena. (Am Fuß desselben unsere jüngeren Schiffsoffiziere.)

Die Konstruktion erinnert mich an die edelgeschweiften Linien des Innenhofs im großen städtischen Hospital zu

Mailand. Aber während die klassische Schönheit der italienischen, aus rotem Sandstein gemeisselten Säulenflucht bei näherer Betrachtung noch herrlicher hervortritt, werden wir hier beim Nähertreten durch den nackten Backstein und die



Fig. 54. Eingangspforte und Außenseite des städtischen Hospitals in Cartagena.

rohe Holzzimmerung, welche durch den weißen Verputz schamlos hindurchtritt, unangenehm enttäuscht. Derartige Befunde scheinen mir für alle öffentlichen Gebäude in Columbien charakteristisch zu sein. Eines Pfälzer Verdikt würde lauten: „Außen hui und innen pfui!“

Das Hauptkontingent stellen Malariafieber, Typhus, Darmentzündungen und Verletzungen.

Die Krankensäle sind weit und luftig gebaut, deren Boden mit Steinen belegt, die Bettstellen aus Eisen. Das Gehäuse

wäre also durchaus genügend. Aber wo ist die medizinische Seele, welche demselben erst wissenschaftliches Können einhauchte?

Armes Land, wie tief bist du zu beklagen, da die wunder-



Fig. 55. Innenhof des Hospitals in Cartagena.

baren Fortschritte der letzten drei Dekaden spurlos an dir vorübergegangen sind! Antisepsis und Asepsis sind unbekannte Begriffe, ein Operationssaal existiert überhaupt nicht.

Das Wissen der sogenannten Kollegen erreicht kaum die Höhe der Routine eines Segelschiffkapitäns, welcher mit Rhabarber und Opium sämtliche innere Leiden von der Kommandobrücke aus regiert und auch der Eröffnung eines Abszesses mit Anstand begegnet, wenn sich ein gelbes Pünktchen

in der Mitte gebildet hat. Und, o heilige Einfalt, wenn man diesen Herren von den Fortschritten der Wissenschaft spricht, so haben sie ein überlegenes Lächeln bei der Hand. Als auf der vorigen Reise unseres Dampfers ein junger Passagier im Hafen von Cartagena eine schwere Halsverletzung erlitt, ließ ihn der Schiffsarzt in der Voraussetzung, daß man dort wenigstens die Elemente der modernen Chirurgie beherrsche, in das Hospital bringen. Als demselben zum Erstaunen des Collega navalis nur ein Salbenverband auf die Wunden gelegt wurde, protestierte der im Staate New York geschulte junge Äskulap gegen einen derartigen chirurgischen Nihilismus. Erst als er drohte sich beim amerikanischen Konsul zu beschweren, erschien ein Collegula auf der Bildfläche, welcher den Operationsraum in einem gewöhnlichen Krankenzimmer dadurch improvisierte, daß er einen Küchentisch hineinpraktizieren ließ. Vermittelst einer vorsündflutlichen Nadel — sie hatte die Länge eines ausgewachsenen Zeigefingers — vergewaltigte er die Hautränder so lange, bis sich der Rost des Instrumentes innig mit dem Stichkanal verbunden hatte. Die Nähte wurden kreuz und quer über einander geknüpft. Das Resultat war natürlich scheußlich, da die Wundränder, anständiger wie die Regierung, sich eine derartige Behandlung nicht gefallen ließen und sich lappenförmig über einander erhoben. So hat sich denn nachträglich noch eine plastische Operation als Korrektiv notwendig erwiesen.

Meine Fragen werden von der Oberin, einer zweifellos von den besten Vorsätzen geleiteten Ordensschwester, nur zögernd in bestem französisch beantwortet. Es machte mir den Eindruck, daß sie meine Gedanken erriet und sich der Zustände einigermaßen schämte. Ihre Schuld ist es jedenfalls nicht, da sie auch eine Sklavin des verrottetem Systems ist.

Als sie mich in die flittergoldstrotzende Kapelle geleitete, suchte ich meiner aufrührerischen Gedanken Herr zu werden, mein Gewissen aber weigerte sich zu gehorchen.

In Barranquilla ist das Hospital etwas moderner. Auch ist ein Operationszimmer vorhanden, aber während ein Unglücklicher dort verarbeitet wird, fliegen die Fledermäuse fröhlich über ihm herum. Es fehlt auch dort wie hier an der chirurgischen Individualität.

Einige wenige Kollegen haben einen mehrwöchentlichen Kurs in Europa genommen, aber sie besitzen keinerlei chirurgisches Wissen. So werden denn die zahlreichen chirurgischen Darmerkrankungen mit Kamillentee und Limonensaftkompressen behandelt, „um es am Ende gehen zu lassen, wies Gott gefällt". Und dem lieben Gott gefällt diese Behandlung gar schlecht, denn er läßt die armen Teufel sterben. Man munkelt davon, daß ab und zu ein zugewanderter Arzt versucht habe, Fälle von Blinddarmentzündung zu operieren, aber da sie alle einen tödlichen Ausgang nahmen, so ziehen es die Patienten vor, von der Hand der Vorsehung ihres Daseins Ende zu finden. Wenn wir bedenken, daß in unseren New Yorker Hospitälern heutzutage kaum ein Patient mehr stirbt, wenn er im Frühstadium der Appendicitis operiert wird, so erscheinen solche himmelschreienden Zustände einfach als ein Schimpf auf die moderne Wissenschaft. Die Bibel sagt: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Aber hier zu schweigen halte ich für ein Verbrechen. Nicht um das medizinische Nest zu beschmutzen, erhebe ich hier mein J'accuse, sondern um dazu beizutragen, diesem Schlendrian zugunsten der Entwicklung der hehrsten Berufsart auch in dieser antikulturellen Gegend den Garaus zu machen. Columbien besitzt eine sogenannte Universität in Bogotà, der Landeshauptstadt. Dorthin, wo beutelustige Beamte das

Land aussaugen, sollten sich die Geschosse der Zivilisation richten. Aber das böse Gewissen hat ihre Raubritterburg weit da unten im Herzen des Landes bauen lassen. Eine Eisenbahn nach dieser 8000 Fuß hoch gelegenen Malepartushöhle gibt es wohlweislich nicht. Das einzige Verkehrsmittel bildet die Fahrt den Magdalenenfluß hinauf. Dieselbe geschieht, wie oben erwähnt, auf Hinterraddampfern. Wenn es gut geht, so legen sie die 900 Meilen Entfernung in 12 Tagen zurück. Dann hat man noch mehrere Tage lang die Annehmlichkeit einer Mauleselbergfahrt vor sich.

Es leuchtet ein, daß die Schwierigkeiten der Verkehrsverhältnisse und die allgemeine Armut der Bevölkerung der Ausbildung der Ärzte hinderlich ist; aber bei ernstem Willen seitens der Regierung müßte es trotzdem gehen. Wie hat das durch den dreißigjährigen Krieg ausgesogene Deutschland auch in den trübsten Zeiten und trotz seines verhältnismäßig armen Bodens die Fackel der Wissenschaft hochgehalten! Quousque tandem, bis ein columbischer Kant ersteht, welcher den Gelblingen den kategorischen Imperativ einbläut!

Das Photographieren in den Straßen von Cartagena gehört nicht zu den Freuden dieses Daseins. War es schon in Kingston, wo sich sofort ein ansehnlicher Jahnhagel um den photographischen Apparat gruppierte, etwas peinlich, genügenden Ellbogenraum zu gewinnen, so war es in Cartagena noch schlimmer. Während ich unter brennendem Sonnenhimmel die Außenseite des Hospitals aufnahm, sammelte sich eine ganze Herde halbwüchsiger Schlingel um mich. Kaum hatte ich den Apparat aus meinem Kasten genommen und begonnen, ihn zusammenzuschrauben, als ein reguläres Tastungsverfahren eingeleitet wurde. Ich glaube nicht, daß man mich hinterrücks bestehlen wollte, aber jeder wollte eine

Schraube oder ähnliche glänzende Gegenstände des Apparates befühlen und drehen, um womöglich zu ergründen, was dahinter sei. Man kann sich wohl vorstellen, wie ich unter die Bande fuhr und ihnen mein kostbares Gut entriß, als ich mich umgedreht hatte. Kaum war ich mit meinen Vorbereitungen fertig, als sich ein Dutzend der von Neugierde verzehrten Barbaren derart vor mein Objektiv stellte, daß ich wohl ihre scheußlichen Visagen, aber keineswegs das Hospital in den Fokus bekam. Ich stieß zunächst einige unartikulierte Laute im bittenden Ton heraus, welche von einer wegweisenden Bewegung meiner Hände unterstützt waren, aber die Winkelgarde wich und wankte nicht. Da flog mir ein gräßlicher Fluch, wie ich ihn während meiner Soldatenzeit so oft gehört hatte, instinktiv in den Mund. Mit Vehemenz schoß es heraus in die Gesellschaft, und trotzdem sie die ehrliche deutsche Ejakulation nicht verstanden, so mußte doch etwas besonders abschreckendes in dem Ausdruck liegen, denn sie gaben sofort Fersengeld, so daß ich über einen freien Platz vor meiner Camera verfügen konnte.

Wie würde mein Feldwebel von dazumal sich geehrt gefühlt haben, hätte er den Erfolg seines bewährten Kasernenhofmodus bei den südamerikanischen Rangen beobachten können.

Doch nun zu lichteren Momenten! Zu denselben gehört in erster Linie unser Besuch im Hause des bereits erwähnten amerikanischen Konsuls, der uns am Abend unserer Ankunft schon zu sich eingeladen hatte. Das amerikanische Konsulat in Cartagena befindet sich in einem alten palastähnlichen Gebäude in einer engen Straße nahe der Stadtmauer. In dem hohen mit Steinplatten belegten Erdgeschoß dehnt sich ein großer Vorplatz, hinter welchem sich das geräumige Amtszimmer befindet. Wir waren ordentlich froh, wieder einmal

die Sterne und Streifen zu sehen und fühlten uns gleich völlig zu Hause. Die vornehme Gattin des Konsuls und deren liebreizendes Töchterlein zeigten uns nun die Einzelheiten des uralten Hauses, hinter welchem sich ein kleiner Garten befand, der einigen Palmen und Papajabäumen spärliche Nahrung gab. Besonders interessierte uns die Küche, welche nach ganz alter Mode einen steinernen Herd enthielt, auf welchem acht Feuerplätze für ebensoviele Töpfe nebeneinander eingemauert waren.

Auffallend erschienen uns die vielen umherstehenden Krüge, welche uns an die Abbildungen der Mischkrüge auf den bekannten Darstellungen von der Hochzeit zu Kana erinnerten. Dieselben enthalten jedoch nur Regenwasser, über welchem eine dünne Ölschicht lagerte, um das Wasser kühl zu halten und zugleich den Moskitos den Eintritt zu verwehren. Die Frau Konsul bot mir den Becher, damit ich es versuchte, ich bedeutete aber dankend, daß ich totaler Regenwasserabstinenzler wäre. Der brave Dr. Martinus würde sein geflügeltes Diktum: „Wasser tut's freilich nicht“ mit größter Vorsicht in Cartagena gebraucht haben, denn hier ist es sehr wertvoll. Auf den Straßen sieht man Automaten, welche Wasser spenden, sobald man einen Nickel in den Spalt wirft. Da sie den Briefkästen gleichen, so hätte ich um ein Haar versucht, einige Ansichtspostkarten ins „Wasser“ zu werfen. Die Schlafzimmer enthalten säulengetragene Bettstellen, welche mittelst weißer Gaze von der Außenwelt abgeschlossen sind, damit man die Moskitos während der Nacht nicht in Nahrung setzt. Keine Wand im Hause reicht bis an die Decke, damit ein genügender Luftstrom zu Häupten zirkuliert.

Lange saßen wir auf dem großen Altan des Konsulats, auf welchem eine kühle Brise vom Meere her wehte, und sahen auf die Passanten herunter, von denen gar viele unser

Interesse erregten. Da es heute Neujahrstag, also Feiertag war, so hatte sich tout Cartagena auf die Beine gemacht. Eine Schönheit versuchte ich vergeblich unter den mit großem Air auf der Straße einherstolzierenden Damen zu entdecken, vielleicht war gerade Schonzeit für den delikaten gelblichen Teint. Am Abend war großer Ball des internationalen Klubs, zu welchem wir durch Vermittelung des Konsuls geladen waren. Wir litten aber vom vielen Sehen an allgemeiner Ermüdung, daß wir es vorzogen, Gevatter Morpheus aufzusuchen. Unser Kapitän, welcher seine goldstrotzende Uniform mit einem eleganten Frack vertauschte, hatte sich verführen lassen, den Becher der Lust leeren zu helfen. Er war aber wenig entzückt davon, denn er mußte im Schweiße seines Angesichts seinen Sekt trinken, und der war nicht wenig gepfeffert, denn er kostete 12 amerikanische Dollars pro Flasche, nach kolumbischem Geld also bare 1200 Dollars. Gerade wie Rußland, wo direkt neben dem raffiniertesten Reichtum die Armut in ihrer nacktesten Gestalt herrscht.

Der Aufstieg auf die hochromantische Veste „La Popa“ (Fig. 44) erschien uns zu steil, weshalb wir sie nur von unten bewunderten. Er erinnert auch an den Hohentwiel, den Schauplatz des größten aller deutschen Romane. Unser neuer Reisegefährte, Herr Stegmann aus Barranquilla, erzählte uns so viel des interessanten über diesen Felsenhorst, daß ich nicht umhin kann, einen Teil davon zu berichten.

Herrn Stegmann, welcher in Pittsburg, der berühmten Stahlmetropole, den Posten eines Ingenieurs bekleidete, wurde im Jahre 1884 von seiner Firma beauftragt, einen kleinen Dampfer, welchen die columbische Regierung bestellt hatte, in Stücken nach Cartagena auf einem großen Segelschiff zu transportieren und ihn im dortigen Hafen zusammen zu setzen. Nun war aber im Innern wieder einmal eine Revolution aus-

gebrochen, und schon war eine Rebellenabteilung bis in die unmittelbare Umgebung von Cartagena vorgedrungen. Dieselbe sandte dem wackeren jungen Ingenieur eine ansehnliche Menge blauer Bohnen zum Willkomm, so daß er sich mit seiner kostbaren Last hinter den alten amerikanischen Kriegsdampfer Powhatan retirierte, welcher damals zum Schutz der Amerikaner in der Nähe des Hafens vor Anker lag. Unter dem Schleier der Nacht gelang es unserem klugen plattdeutschen Landsmann, seinen Cargo in den Hafen zu bugsieren und der Regierung zu überliefern, welche ihn, admirabile dictu, in wirklichen Werten einlöste. Da die Blokade, welche die Rebellen über den Hafen verhängt hatten, mittlerweile zunahm, so bot der junge Stratege der Regierung seine Dienste an, bohrte alte Kanonen aus, welche als Prellsteine wie schlechte Witze in Straßenecken eingegraben waren und verfertigte Lafetten aus Maultierkarren. Mit diesem allergröbsten Geschütz wandelte er das Pittsburger Fabrikat in ein Kriegsschiff um. Damit war sein Ehrgeiz vor der Hand befriedigt, die Regierung wollte aber eine so ausgezeichnete Kraft nicht mehr entbehren und zwang ihn, als oberster Maschinenkundiger zu fungieren. Der Kapitän der „Union“, wie nämlich der neue Zerstörer getauft wurde, war seinen Aufgaben leider weniger gewachsen, denn er hatte mit dem Wasser bisher nur insofern Bekanntschaft gemacht, als er es beim Erzeugen von Seifenschaum verwenden mußte, sintemalen er seines Zeichens Barbier war. Die Regierung hatte eigentlich einen gewissen S. im Auge gehabt, welcher einmal Steuermann gewesen war, aber der besagte Meister der haarscharfen Zunft hatte zufällig den gleichen Namen und wurde deshalb von dem Esel von Adjutanten mit der eigentlichen Seeratte verwechselt. Nach dem Grundsatz: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand“ griff der erhabene Figaro schneidig ins Zeug, wetterte

wie ein alter Schiffskapitän, spuckte, daß alles um ihn herum ausriß, und trank, ein moderner König von Thule, die Schiffskantine in zwei Mondnächten bis auf den letzten Tropfen aus. Hierdurch wuchs sein Mut unbeschreiblich, und tatsächlich lieferte er abwechselnd den Rebellenschiffen Cordova, Gamecock



Fig. 56. Gestrandetes Segelschiff in der Fahrstraße des Innenhafens von Cartagena.

und Gallofino einige Scharmützel, deren Resultate große Löcher in die tropische Natur zeitigten. Dabei blieb der Ehrgeiz des Seelöwen vom Seifenbecken natürlich nicht stehen, und so sehen wir ihn eines Tages zum Vernichtungskampf aus dem Hafen dampfen. Natürlich waren nicht bloß die Kanonen scharf geladen, sondern er auch, und da er alles doppelt sah, so verwechselte er die Ufer und lief prompt auf. Nun trat auch noch Ebbezeit ein, und so war an ein Flottmachen nicht zu denken. Diese Gelegenheit nahmen die bösen Rebellen

natürlich sofort wahr und durchlöcherten seine Union mit einem Hagel von Geschossen, so daß sie bald wie ein Sieb aussah. Es blieb nun der Besatzung nichts anderes übrig, als sich zu ergeben, womit die feuchtfröhliche nautische Laufbahn des abenteuerlichen Kapitäns ihren Abschluß fand. Die Rebellen brachten die Mannschaft zunächst in Buanavista, einem nahe der Küste gelegenen Dorf, unter, von wo sie später nach der mittlerweile eroberten Festung La Popa transportiert wurden.

Dort wurde Herr Stegmann nicht wenig durch den Besuch seines früheren Bedienten überrascht, welcher es in diesem schnellebigen Milieu bereits zu einer Art Adjutant bei dem General Gaitan gebracht hatte. Nicht ohne Schadenfreude eröffnete dieser traurige Tropf seinem ehemaligen Herrn, daß er nur noch bis zum nächsten Sonnenaufgang zu leben habe, denn der Generalstab der Insurgenten habe befohlen, daß alle Etrangeros, die mit Waffen in der Hand ergriffen würden, erschossen werden sollten. Man kann sich die Gefühle des jungen Mannes, der erst zweiundzwanzig Jahre zählte, vorstellen. Einsam in fremdem Lande, dazu im Kerker, der Landessprache kaum mächtig, ohne Freundes Zuspruch, fürwahr ein entsetzlicher Zustand! Am andern Morgen aber entpuppte sich diese walkürengleiche Todesverkündigung als eitel Geschwätz. Stegmann durfte mit der Besatzung verkehren und teilte mit dieser große Entbehrungen. Oft waren sie ohne Wasser und Brot. Nach zweimonatlicher Haft fand die Entscheidungsschlacht bei Barranquilla statt, welche mit einem Sieg des Rebellenheeres endete. Die alte Veste, welche die Regierungstruppen wiederholt zu stürmen versucht hatten, konnte nun entsetzt werden, und Stegmann wurde mit vielen Verwundeten zusammen auf den großen Hinterraddampfer Onze de Febrero verbracht (so genannt nach dem Datum der Schlacht bei Barranquilla).

An Bord dieses Transportschiffes herrscht. die größte Konfusion. Da man das Verständnis von Stegmann bald würdigen lernte, so hielt man ihn notgedrungen nicht länger als Gefangenen, sondern ließ ihn frei schalten und walten.

Ein besonderes Verdienst erwarb er sich nun dadurch, daß er für die Verwundeten, welche vorher in rohester Weise in die Dampfbarkassen des „Powhatan" heruntergetragen wurden, einen Dampferstuhl an einem Flaschenzug konstruierte, welcher dieselben ohne Stoßen in die Boote beförderte.

Je mehr die Zahl der Verwundeten an Bord zusammenschrumpfte, desto größer wurde das Heimweh Stegmanns nach Cartagena, was man ihm nicht verübeln konnte, wenn man bedenkt, daß er nur zu gut wußte, welches Schicksal dem Unglücksschiff bevorstand. Der General hatte nämlich befohlen, daß der Dampfer durch die ungeheure Brandung in Savanilla hindurch, welche schon die mächtigsten Schiffe in Trümmer geschlagen hatte, den Magdalenenstrom hinauffahren solle, trotzdem derselbe erst von Barranquilla an schiffbar ist. Stegmann, der wackere Polyteas, nahm nun zu einer List seine Zuflucht und versteckte sich, nachdem er noch alle Zurückgebliebenen mit Wasser versorgt hatte, unter einen Trupp der Verwundeten. So gelangte er nach Cartagena, wo er wieder Dienste als Ingenieur nahm, bis der Krieg nach weiteren vier Monaten beendet war. Von dort siedelte er nach Barranquilla über, wo ihm eine außerordentlich erfolgreiche Karriere beschieden war.

General Gaitan, welcher die Kampagne so erfolgreich begann, wurde gefangen genommen und soll im Gefängnis in Panama vergiftet worden sein. Er hatte den Aufstand mit ganzen drei Mann begonnen, indem er in eine Kaserne eindrang, mir nichts dir nichts alle Waffen wegnahm und den schwachen Widerstand durch den vorgehaltenen Revolver in

Schach hielt. Hierdurch verblüffte er die Einwohnerschaft und gewann sehr rasch eine große Anhängerschaft. Nun wurde er immer kühner, nahm erst einen Regierungsdampfer weg und stahl dann der französischen Kanalgesellschaft in Panama den „Gallofino“. Er hatte die Präsidentschaft so zu sagen in der Tasche, als er auf den unklugen Gedanken kam, sich bescheidenerweise des Kommandos zu begeben und zwei seiner Generale über sich zu stellen. Dies hatte wiederholte Uneinigkeit zur Folge, wodurch zuletzt alles verloren ging.

Gaitans Name wird auch heute noch mit viel Verehrung genannt. Mit all seinen Fehlern war er doch zweifellos ein kleiner Napoleon. Man erzählt sich eine Reihe interessanter Legenden über ihn, von denen ich die erwähnen möchte, welche den Kapitän Sommer zum Helden hat. Dieser hatte dem Rebellengeneral nämlich sehr große Verluste zugefügt, und als er in seine Hände fiel, soll der Ergrimmte ihm die merkwürdige Alternative gestellt haben, entweder bis zum nächsten Morgen ein Gedicht zu Lob und Preis des Magdalenenstromes zu verfertigen oder sich erschießen zu lassen. Der Kapitän zog das Dichten vor und rettete sein Leben. Es gibt zwar schwache Seelen, welche behaupten, daß ein guter Freund dem braven Sommer poetische Assistenz geleistet habe, denn der letztere habe in seinem ganzen Leben noch keine Reimerei auf dem Gewissen gehabt. Tatsache ist, daß der große kolumbianische Stratege sein Gedicht in gutem Glauben hinnahm. Da man mich von glaubwürdiger Seite versichert, daß dieser lebensrettende Lobgesang noch nie gedruckt wurde, so übergebe ich es hiermit der Öffentlichkeit, wie es mir mein Gewährsmann, welcher es seinerzeit auswendig gelernt hatte, vorsprach:

Rio Magdalena (Der Magdalenen-Strom).

Von Kapitän Sommer.

1. In the wilds of New Granada
Near the equinoctial line
Where the summer lasts forever
And the sultry sun doth shine,
Where there is a charming valley,
Where the grass is always green
Through which flow the rapid waters
Of the muddy Magdalene.

2. On whose banks stand ruined Cities
Where the Spaniards lived in old
And revelled in the luxury
Of blood begotten dold.
But his reign hath passed away
And o'er his banks the grass is green.
Still your waters ere go rippling
O muddy Magdalene!

3. You've the tiger in your jungle
And the kaiman fierce and free
And the deadly serpent coiled
Beneath the stately mango tree.
The broad leave weaving plantain
And pointed sugar cane.
On your margin you have golden
Fruits, o muddy Magdalene!

4. In ages passed and gone
E're the white men hither drew
No bark disturbed your waters
Save the Indians light canoe.
Now, you've lordly steamers
Passing swiftly by your banks of green
Whose brows disdained your current strong
O mighty Magdalene!

5. The snow on old Tolima
By the avalanche is riving
And down in torrid regions,
Throughout the mountains gorgeous thriving
Rushes wildly down
To mingle with the waters
Into the valleys green
Of the muddy Magdalene.

6. The forests on your banks
By the stream and earthquake torn
Are heavy on your bosom
Throughout the mighty ocean borne.
And may you still roll on for ages
And your bank be always green
And your waters, ay, be cold and sweet
O mighty Magdalene!

Seitdem hat es nur einige wenige Teekesselrevolutiönchen gegeben, und das Regierungsmilitär ist demgemäß gänzlich vernachlässigt worden. Die meisten Marssöhne in Cartagena gehen barfuß, und ihr Anblick in ihrer papageienhaften Uniform würde einem königlich preußischen Major Leibweh bereiten. Mir konnte man vielleicht entgegenhalten, daß ich ein Vorurteil hätte, und das wäre nicht völlig unbegründet. Denn als ich auf dem Platz vor dem trübseligen Hospital, welches ich bereits zu beschreiben das Mißvergnügen hatte, ein sehr altes, stark vergittertes Haus erblickte, vor welchem einige Kriegsmänner in sehr unmilitärischer Haltung herumlungerten, erschien mir der Anblick einer Verbildlichung wert. Als ich jedoch meinen Apparat in Bereitschaft zu setzen begann, nahm einer der Kerle eine drohende Haltung an, und einer meiner Begleiter beschwor mich, meinen Versuch aufzugeben, denn diese tapferen Krieger würden, sobald ich ihn durchsetzen würde, ihre Schießeisen auf mich anlegen.

Dieses Risiko schien mir das Bild doch nicht wert zu sein, und nach dem Grundsatz: „Der Tapfere weicht mutig zurück“, verzog ich mich mit großer Geschwindigkeit in eine Seitenstraße. Ich erfahre später, daß das merkwürdig aussehende Gebäude das städtische Gefängnis war, dessen eventuelle Ausspionierung, man denke nur, der Sicherheit des Staates gefährlich werden könnte.

Am Abend war Neujahrsfeier an Bord. Der amerikanische Konsul mit seinen Damen hatte sich nebst einigen liebenswürdigen deutschen Kaufleuten eingefunden, und wurde der liebe alte Michel nebst Bruder Jonathan nach Herzenslust derart antoastiert, so daß der Keller des „Prinz Joachim“ erhebliche Lücken aufwies.

Das Leben am Hafen von Cartagena war, trotzdem wir mit der „Flotte“ zusammen die einzigen Dampfer repräsentierten, interessant. Eine kleine Flottille von Kähnen umgab unser Schiff beständig. Statt der tauchbereiten Neger enthielten dieselben jedoch einen ganzen zoologischen Garten. Auf den Rändern der Boote saßen lange Reihen bunter Papageien, deren schönes Gefieder in garstigem Gegensatz zu ihrem unschönen Geschrei stand. Im Boot selbst waren Käfige, welche Affen, junge Tiger und ähnliche interessante Raubtiere enthielten. Ich ließ mich durch die Anpreisungen der Bootführer nicht bestechen und begnügte mich mit dem Ankauf eines prächtigen Jaguarfelles, welches ich um drei Golddollars erstand, eine lächerlich kleine Summe für ein solches Prachtstück. Ein Papageikauf ist eine teure Transaktion. Erstens rechnet die Dampfergesellschaft fünf Dollar für den Transport, dann kommt der hohe Zoll in New York hinzu, und hat man dann das Plappermaul glücklich in seinen vier Pfählen untergebracht, so ist es niederträchtig

genug, dem nordischen Dasein Valet zu sagen, so daß einem für alle Opfer ein toter Balg bleibt.

Eine unternehmende Dame aus Cartagena schleppte sogar einen jungen Löwen an einer Kette herbei und erklärte ihre Bereitwilligkeit, sich für hundert Golddollars von ihm zu trennen; sie fand aber keine Gegenliebe. Ich würde mich für eine solche Gesellschaft bestens bedanken.

In früheren Jahren wurde mit dem Raubtierhandel ein großer Unfug auf dem Schiff getrieben. Besonders der Zahlmeister hatte Aufträge von Händlern übernommen, welche ihn ein ganzes Arsenal von jungen Löwen, Tigern und Schlangen im Schiffsrumpf verstauen ließen. Selbst die Kapitäne sollten dem Zoologischen Garten in Hamburg neue Zöglinge aus den südamerikanischen Urwäldern verschaffen. Da kam es manchmal zu unliebsamen Scenen. Jetzt, wo sich so viel mehr Passagiere einstellen, sind hohe Strafen auf diese Art Gefängniswärtertum gesetzt.

Der Kapitän schwur hoch und teuer, daß er nie wieder eine „Bestie“ mitnehmen würde, seit ihm eine große Schlange aus ihrem Käfig entwischt war. Hatte da ein Schiffsjunge mit Raphael'schen Inklinationen allerlei komische Ölstudien an Bord gemacht, anstatt die Mastbäume schlecht und recht mit gelbbrauner Farbe zu tünchen. Da dies aber seinem hochstrebenden Ehrgeiz nicht genügte, so bemalte er zuerst ein Borstenvieh, welches erst einige Wochen später den Weg allen Fleisches zu gehen bestimmt war und zu besserer Mästung zuweilen auf dem Zwischendeck herumspazieren durfte, mit schwarz-weiß-rot, so daß sich dem Grunzer die deutschen Farben wie eine unheilige Bauchbinde um den feisten Leib schlangen. Damit nicht zufrieden, wollte er das farbige Gewand einer Schlange, welche auf Deck friedfertig in ihrem Käfig lag, auch verbessern, zu welchem Zweck er den Pinsel

durch das Gitter steckte, um den schillernden Tupfen des Reptils noch einige künstliche Flecke hinzuzufügen. Dies gefiel der Schlange übel. Sie machte eine plötzliche Bewegung, wobei dem Einfaltspinsel sein Streichinstrument so unglücklich entglitt, daß es auf den Drücker des Riegels fiel. Wie von Erinnyen gehetzt, entfloh nun der Meuchelmaler und die kluge Schlange folgte alsbald seinem Beispiel. Feiger Weise verriet der Wicht nichts von seinem Abenteuer. Als am anderen Morgen die Dachluken geöffnet wurden, waren die Schläfer nicht wenig erstaunt, neben ihren Pritschen eine 10 Fuß lange Schlange hervorschießen zu sehen, und erhoben ein markerschütterndes Geschrei. Das Donnergepolter, mit welder Kapitän seinem empörten Herzen Luft machte, hätte die gramophonische Unsterblichkeit verdient, jedenfalls wußte er sich zu helfen. Die Listige mußte mit List kirre gemacht werden. Und das war sehr einfach. Der kluge Seemann ließ sich ein junges Huhn bringen und setzte es als Lockspeise in den verlassenen Schlangenkäfig. Binnen Kurzem ging die Schlange auf den Leim und während sie sich den armen Kikeriki zu Gemüte führte, machte der Kapitän die Klappe zu und warf Käfig und Schlange schleunigst über Bord.

Viel begehrt waren die Panamahüte, welche man am Pier in viel größerer Auswahl traf, als in den dumpfen Gewölben der Stadt. Die besten Strohhüte, welche man als sogenannte Panamas kennt, werden nämlich nicht in Panama, sondern in Columbien verfertigt und in Barranquilla und Cartagena verkauft. Man bekommt einen Hut, welcher dreißig Jahre hält, für vier bis fünf Golddollars.

Einen unerhörten Luxus stellen die Strohhüte dar, welche von den Frauen geflochten werden, während sie unter Wasser gehalten werden. Ein derartiges unverwüstliches Kunstwerk

kostet vierzig Golddollars. Unter unseren Passagieren fand sich keiner, welcher verrückt genug war, eine derartige Kopfbedeckung zu ergattern. Die Kämme und Büchschen aus Schildkrötenschalen, die ich sehr hatte rühmen hören, erwiesen sich mir als unkünstlerische Ware, welche sich mit den italienischen Erzeugnissen dieser Art nicht im entferntesten messen können. Dasselbe gilt von den Korallen, welche im Dunstkreis des Karaibischen Meeres sehr billig zu haben sind. Das Aus- und Einladen der Fracht schien mir ebenfalls sehr interessant zu sein. Unsere Ansichten über viele Handelsprodukte erlitten erhebliche Veränderungen, seit wir sie an der Quelle verladen sahen.

In Cartagena nahmen wir 80 Maulesel an Bord, welche nach Port Limon bestimmt waren. Es waren schöne schlanke Tiere, zumeist von brauner Färbung. Einige waren grauweiß, gleich Apfelschimmeln. Sie wurden, eng aneinander gekoppelt, auf den Pier getrieben und teils mit guten Worten, teils durch säuselndes Peitschengekitzel die große Gangplanke entlang aufs Zwischendeck hinaufgetrieben. Die meisten Langohre trabten auch nach einigen hopsenden Interjektionen, mehr der Not der Zugleine gehorchend als dem eignen Triebe, an Bord. Ein schneidiger Grauschimmel jedoch verweigerte den Gehorsam absolut. Als er unter forcierter Assistenz eines halben Dutzend Viehtreiber auf die Planke gelockt war, und das an Bord befindliche Empfangskomitee kräftig an der um seine Schlappohren geschlungenen Kopfleine zog, wobei sich einige kräftige Peitschenhiebe vom Pier herauf als vorwärtstreibende Kraft bewähren sollten, schlug er kräftig nach allen Seiten aus, wobei er sich schließlich überschlug und auf den Pier herunterfiel. Obgleich die Höhe gering war, so mußte der Widerspenstige sich doch schwer verletzt haben, denn als er nach mehreren Minuten auf die Beine ge-

bracht wurde, schleppte er das eine Hinterbein, was mich die Diagnose auf Wirbelbruch stellen ließ. Der Oberviehbonze belächelte diese meine Ansicht, ich behielt jedoch leider recht, und der obstinate Distelfresser wurde am folgenden Tage ohne jedes Zeremoniell den karaibischen Haifischen geopfert.



Fig. 57. Verladung eines widerspenstigen Maulesels vom Pier auf den Dampfer.

Die Ladestrategie wurde nun umgeändert. Unser Kapitän ließ eine riesige Bauchbinde in Gestalt einer alten Matratze um den Leib der übrigen grauen Revolutionäre binden, so daß sie mittels eines drehbaren Schiffsflaschenzuges erst in die Höhe und dann nach innen spediert wurden. Die Haltung der Tiere war, als sie plötzlich gewaltsam in die Höhe geschwungen wurden, überaus komisch, und sie machten noch dümmere Gesichter, als ihnen ohnehin von Rechts wegen zustand. Erst als sie nach innen gedreht wurden, kam Leben in den Körper. Aber alles Gestrampel half nichts,

und die Empfangsschergen banden den Widerstrebenden rasch und sicher an die Schiffsbrüstung.

Um 5 Uhr morgens verließen wir den Hafen, als die ersten Sonnenstrahlen die Zinnen der Bergfestung vergoldeten. Die Stadt selbst lag noch in grauer Dämmerung. Der Eindruck, als wäre sie eine verwunschene Zauberstätte, war noch deutlicher als damals, als wir sie zuerst im Glanz der Mittagssonne erblickten. Über den Palmenkronen begann ein zarter, rosiger Schimmer zu leuchten, als wir langsam den Ufern des Innenhafens entlang fuhren. Je mehr der feurige Sonnenball sich hob, deste feuriger wurde der Strahlenkranz um die Bastionen und Türme der unseligen Veste, über diesem amerikanischen Rothenburg, welches nun purpurumflossen aus der schlummernden Welt emporragte. Als wir zwischen den zwei alten spanischen Forts hindurchfuhren, war es heller Tag geworden; die See dehnte sich in ihrem azurblauen Spiegel ins Unendliche, und der Horizont lächelte dazu. Der Dampfer richtete den Kiel nach den Kordilleren von Zentralamerika, denn unser nächstes Ziel war Port Limon.

Die Fahrt nach Port Limon (Puerto Limon, auch schlechtweg Limon genannt) dauerte 36 Stunden und bot, soweit Szenerie in Frage kommt, nichts Bemerkenswertes. Als wir den Golf von Darien durchquerten, begann der Passat seine schaukelnden Launen loszulassen, so daß unser Cartagenaer Zuwachs dem grausamen Poseidon ungezählte Buße entrichtete. Sogar die Maulesel nahmen daran teil. Wir waren nunmehr völlig seefest geworden und schauten mit Verachtung auf die Opfer, welche am Schiffsgeländer ihre unästhetischen Juchzer ertönen ließen. Mitleid, die hehre Himmelstochter, kennt man in bezug auf Mal. de Mer auf keinem Schiff. Unendlich komisch erschien mir ein

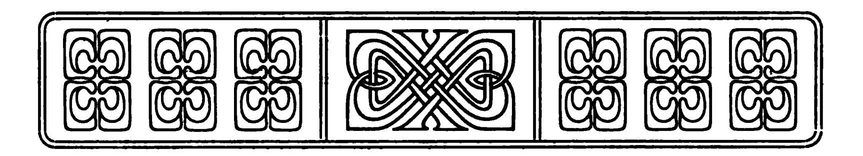
schmächtiger Jüngling, welcher weltentrückt in einem großen Dampferstuhl hingegossen war und trunkenen Blickes, wie ein kranker Gockelhahn, in die Wolken schaute, gleich, als erwarte er Hilfe von dorten. In seinem Arm hielt er in verzückter Haltung eine Guitarre, welche, was Länge und Schmalheit betraf, ein Abguß seines eigenen dürren Gestelles zu sein schien. Hier und da, wenn das Schiff sich weniger hoch über die Wellen hob, glitten seine Finger in seliger Lust über die Saiten, so daß man ab und zu einen sittsamen Akkord vernahm, der aber sofort wieder durch die Senkung des Dampfers in ein Wellental kakophonisch unterbrochen wurde, wobei er das Jammerholz matt gegen die Achselhöhle gleiten ließ, um dann eine Zeitlang leblos in dieser malerischen Stellung zu verharren. Als ich den Decksteward, einen gewandten und sympathischen Fant, frug, welcher Art dieser zarte Jüngling, welcher eine südliche Ausgabe von Werthers Leiden zu personifizieren schien, wäre, so wurde mir der prosaische Bescheid, daß dieser vermeintliche Romanzero der Oberviehbonze wäre, welcher seine Maultiere um einen hohen Gewinn in den Kordilleren abzusetzen beabsichtigte. Als wir am andern Morgen den unruhigen Golf passiert hatten, so daß die unwillkürliche Speisung der Haifische endlich aufhörte, entdeckte ich ihn in der Schenke, wo er hinter einem Glase deutschen Bieres sich im Sofa hinlümmelte. Die Beine über einen Stuhl schlenkernd und seine geliebte Guitarre im Arm hätschelnd, schickte er sich an, einige Lieder zu singen. Ich bewunderte, mit welcher Energie der vorher so schlaffe Jüngling sich in eine Sangbegeisterung hineinforcierte, wie er seine Augen rollen ließ, als seien sie mit Feldschlangen gespickt, und wie die Töne aus seinem ungeheuren Munde herausschwirrten, als krähte ein Konsortium beleidigter

Hähne zusammen. Als er geendigt hatte, sah er sich mit Stolz im Lokal um, das sich mittlerweile mit Neugierigen gefüllt hatte, war jedoch im höchsten Grade empört; als der Applaus ausblieb. Verächtlichen Blickes sprang er auf und verließ uns in unseres Nichts durchbohrendem Gefühle. Er sah uns jedenfalls als ordinäre Kunstbarbaren an.

Im Gegensatz zu diesem geschmeidigen Gemisch von Prosa und Poesie stand ein weiblicher Passagier aus dem Innern von Kolumbien, dessen Formen an Üppigkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Sie war herausgeputzt wie ein Pfingstochse, wedelte auf Deck nicht bloß mit ihrem exotischen Fächer, sondern auch mit ihren sämtlichen Extremitäten und sah jedes männliche Individuum, ob jung oder alt, mit liebeheischendem Blick so holdselig als möglich an. Zur Ehre des Männergeschlechts darf ich verraten, daß keiner der Passagiere den Lockungen dieser dunkeläugigen Aïda zum Opfer fiel, obgleich sie nach ihrer Versicherung erst fünfundzwanzig Lenze zählte. Als die Nereïden im Golf von Darien die Wellen gegen uns aufhetzten, postierte sich dieser menschgewordene Kugelhupf lang ausgestreckt auf eine Schiffsbank, da kein Dampferstuhl breit genug war, ihre wonnige Gestalt aufzunehmen. Durch die Lehne derselben ließ sie dann ihre umfangreichen Beine heraushängen, welche dann, wie der Perpendikel einer alten Schwarzwälder Uhr, hin und her pendelten. Diese Bewegungen wurden im Verhältnis zu den „Cocktails“, welche der Deckganymed unaufhörlich kredenzen mußte, immer intensiver, so daß schließlich ein Offizier sich dazu bequemen mußte, ihr bei der Überführung nach ihrer Kajüte behilflich zu sein. Den Dank der Dame soll er nicht begehrt haben. Sie soll, wie wir später erfuhren, große Plantagen am Magdalenenfluß besitzen und sich jedes Jahr eine Rundreise durch das Karaibische Meer leisten, ein

Fliegender Holländer in Weibesform, welcher umherirrt, bis ein mitfühlendes männliches Wesen sie von ihrem Bann erlöst. An der Tafel bemerken wir zum ersten Mal einige schwarze Passagiere, darunter einen abgesetzten Minister eines der Raubstaaten, welcher sich rühmte, nie ein Bad genommen zu haben und sich mit den Fingern respektvoll zu schneuzen pflegte. Er wollte nach Nicaragua, um dort ein neues Feld für seine staatsmännischen Talente zu finden.

Auf andere Passagiere komme ich noch weiter unten zurück.



Port Limon
(Costa Rica).

Am Nachmittag erblickten wir aus weiter Ferne die hohen Spitzen der Cordilleren, und etwa eine Stunde später konnten wir die Küste von Port Limon unterscheiden, von welcher sich die hohen Türme abhoben, welche direkt vor dem dortigen Hospital für den drahtlosen Telegraphendienst errichtet wurden. Wir wurden durch sie an den Eiffelturm in Paris erinnert. Schräg gegenüber sichteten wir Uvita, die Quarantäneinsel.

So wie sich Governors Island als letzte Etappe malerisch vor die Südspitze von Manhattan lagert, so schiebt sich die ihr an Größe gleiche Insel Uvita in den Kurs der nach Port Limon bestimmten Schiffe, als wollte sie dieselben mit einem „Qui vive?" empfangen. Sie liegt, wie es am Karaibischen Meer einmal Sitte ist, auf einem trotzigen Korallenriff, dessen Bösartigkeit durch eine geradezu zügellose tropische Vegetation prächtig verborgen ist. Unter ihren hohen Bäumen steht ein moderner Hospitalbau, welcher zugleich das Markzeichen der Quarantäne bildet. Während wir eifrig die in der Ferne sichtbaren Cordilleren sichten, kam auch schon auf schwankem Kahn der Quarantänearzt, Herr Dr. B. Cespedes, an die Steuerbordseite des Dampfers. Das Fallreep rasselte herunter, die in internationalen Höflichkeits-

bezeigungen unnachahmliche Schiffskapelle spielte mit ebensoviel Feuer die Nationalhymne von Costa Rica, als ihr in Kingston das „God save the king“ von den Trompeterlippen geflossen war; wir bereiten uns vor, die Hüte mit gebührender Reverenz abzunehmen, aber Seine Medizinische Majestät er-



Fig. 58. Die Quarantaine-Insel Uvita-Port Limon, Costa Rica [vom Dampfer aus aufgenommen].

scheint mit nichten. Ein Blick über das Schiffsgeländer zeigt uns das infolge des hohen Seeganges und des tiefen Stumpfsinns der Ruderer das Heraushüpfen aus dem Fahrzeug dem nicht mehr ganz jugendlichen Herrn als ein zu gewagtes Kunstreiterstück erschien, weshalb der Kapitän ihn einlud, auf der andern Seite des Schiffes anzulegen. Dort war es etwas ruhiger, aber die Wogen waren unhöflich genug, auch hier ihr kokettes Spiel zu treiben, so daß unser Seuchen-

mogul erst nach Zuhilfenahme aller möglichen Tricks auf das Fallreep gelangte.

Er ist der bestgehaßte Mann in Port Limon, was ihm zu hohem Lobe gereicht, denn seiner unermüdlichen Agitation ist es zu danken, daß die Moskitoschlupfwinkel in den Sümpfen am Strande des alten Limoner Hafens größtenteils vernichtet wurden. Die Dummheit der gegen ihren Willen immer gesünder werdenden Bevölkerung aber würdigt dies gar übel, und besonders die Hausfrauen sind empört darüber, daß sie ihren Kehricht, den sie früher in so liberaler Weise einfach auf die Straße warfen, nunmehr zweimal des Tages in einem Autodafé verbraten müssen. Es ist ein Glück für den wackeren Cespedes, von unseren Mannschaften Dr. Zebedäus, die kleine Exzellenz genannt, daß er sich auf seinem wohlverklausulierten Korallenriff verschanzen kann, denn in den Straßen von Port Limon könnte es ihm gar schlecht ergehen. Seine Inspektion dauert nicht lange, er stellt uns das Zeugnis der Landungsreife aus, und mit der Grandezza des Hidalgos schwingt er sich am Fallreep hinunter. Aber der böse Kahn stößt hin und her und her und hin, die Ruderer sondieren mit ihren Haken an Schiff und Planke planlos herum, wie ein Operateur, welcher eine in den Oberschenkel gedrungene Kugel aus der großen Zehe ausziehen will, der brave Cespedes stochert mit den Pedes an dem Bootsrand herum, aber schwapp, wird das Boot wieder von einer hinterlistigen Welle außer Sprungweite geworfen. Unser guter Kapitän konnte dieses traurige Manöver nicht länger mit ansehen und von der Kommandobrücke erschallte der Ruf nach unserem italienischen Obermatrosen, Vincenzio. Es imponierte uns nicht wenig, zu beobachten, wie dieser kleine gedrungene Apulier das Fallreep hinunterschliff, als ob er eine Eisenbahn hinunter gleiten wollte, den Bootsmannshaken mit sicherer Hand

ergriff, den Nachen damit festhielt und nun mit dem anderen Arm schlankweg den kleinen Quarantänegott „um die Hüfte frei“ faßte und in einer Sekunde auf seinen Sitz im Kahn stülpte, als verstaute er einen Schweizerkäse. Alles klatschte diesem schneidigen Akt lauten Beifall, den der braune Sohn



Fig. 59. Das Hospital in Port Limon.

des sonnigen Apennins mit Grazie entgegennahm. Das erstaunte Gesicht meines so plötzlich beförderten Kollegen, welcher sich zuerst gar nicht orientieren konnte, werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Hoffentlich hat er es nicht übel genommen, so daß es am Ende nicht noch zu diplomatischen Verwicklungen kommt.

Die Quarantänebeamten haben es namentlich auf Trachom abgesehen und unterziehen namentlich die Zwischendeckspassagiere einer unbarmherzigen Untersuchung. Sie drehen die

Augendeckel auf einem Zahnstocher herum, um die Innenseite zu inspizieren, rufen aber hierdurch den Protest der kitzlichen Schwarzen hervor. Ein Glück, daß die Examinatoren die Ver-Verwünschungen der Gemarterten nicht verstehen. Unser Schiffsarzt bietet ihnen einen Gummistab als einfachen Ersatz an.



Fig. 60. Fels durch welchen der 10. Breitegrad geht, vor dem Hospital in Port Limon (Costa Rica).

In grobem Gegensatz zu den Hospitälern, welche ich in Südamerika zu inspizieren Gelegenheit fand, stehen die Krankenhäuser der kleinen Republik Costa Rica. Da ist nicht das geringste auszusetzen.

Zuvörderst besuchte ich das durch die Fürsorge der United Fruit Company im Interesse ihrer Arbeiter errichtete Hospital, welches höchst pittoresk an einem Küstenvorsprung,

etwa eine Meile außerhalb des Weichbildes der Stadt, gelegen ist. Dicht vor seiner Fassade schäumen die tosenden Wellen des Meeres, welche an den Felsen der Außenseite ihren blendend weißen Gischt bisweilen bis zu zwanzig Fuß



Fig. 61. Äußere und vordere Ansicht des Hospitals von Port Limon.

Höhe spritzen. Der eine dieser Felsen ist von geographischer Wichtigkeit, denn der 10. Breitegrad geht mitten durch ihn. So steht dieser dunkle, von blühendem Gestrüpp bewachsene Fels da, ein Markstein der Wissenschaft, ein Warnungszeichen dem Schiffer, und einem ungeheuren Dirigentenpult gleichend in der unendlichen, brausenden Symphonie der göttlichen Salzflut. Das Material der im Barackentypus errichteten Hospitalgebäude besteht aus Holz.

Die Einfachheit des Äußeren wird verklärt durch das in allen Regenbogenfarben schillernde Blütenmeer der umgebenden Hesperidengärten. Das Innere des Hospitals ist ebenfalls einfach gehalten, die Säle sowohl als das Operationszimmer sind aber mit allen modernen Hilfsmitteln reichlich ausgestattet. Die Bettenzahl beträgt 200. Die Reinlichkeitsprinzipien sind mit eiserner Strenge durchgeführt. An der Spitze des trefflichen Instituts steht Herr Dr. Emilio Echeverria, welcher seine Studien in Paris, Berlin und Neuyork absolvierte. Es ist sein Verdienst, die Brutstätten der Moskitos, dieser hinterlistigen Verbreiter des Sumpf- und des gelben Fiebers, aufgescheucht und vernichtet zu haben, wie dies aus der Tatsache erhellt, dafs in dem früher als beständig verseucht verschrieenen Port Limon seit den letzten vier Jahren kein Fall von gelbem Fieber mehr vorgekommen ist. Eine der einfachsten Vorsichtsmaßregeln gegen den Moskitobesuch besteht in der allgemein durchgefürten Anbringung von Doppeltüren, von denen die eine immer erst geschlossen werden muß, bevor die andere geöffnet wird. Die Außenfenster sind ferner mit dichtem Draht überzogen.

Man versteht diese Maßregeln, wenn man in Betracht zieht, daß das gelbe Fieber von Mann zu Mann durch die Weibchen der Stegomyia fasciata, einer Moskitoart, übertragen wird. Der Ansteckungsmodus gleicht dem bei der Malaria durch den Anopheles.

Das infektiöse Agens hat man bis dato nicht herstellen können, es ist aber kaum zu bezweifeln, daß es protozoischen Charakters ist. Der geniale, der Wissenschaft viel zu früh entrissene Schaudinn hat diese Ansicht zuerst geäußert, nur fand er, daß unsere heutigen technischen Untersuchungsmittel den Parasiten wegen seiner Kleinheit nicht zur Ansicht bringen können. Ex juvantibus et nocentibus hat sich jedoch

die Überzeugung entwickelt, daß ein Moskito, welcher einen mit gelbem Fieber behafteten Patienten sticht, in den meisten Fällen auch das Gift in sich aufnimmt und auf sein nächstes Opfer überträgt.

Gelänge es, das Gift zu kultivieren, so würde sich wohl auch ein Serum herstellen lassen, welches der Krankheit gewachsen ist. Aber bis dato kennen wir kein spezifisches Mittel, und die Hauptsymptome, nämlich das Fieber, die Gelbsucht und die Blutungen weichen ebenfalls keinerlei Therapie.

Prophylaktisch kann gegen die Krankheit sehr viel ausgerichtet werden, abgesehen von der Isolation der infizierten Patienten unter einem Moskitonetz. Alle stagnierenden Wasser müßten entfernt, die Gräben aufgefüllt und zugleich solche Singvögel herangezogen werden, welche sich mit Vorliebe von Insekten nähren. In Nordamerika sollte man die frechen Gamins der Straße, die Spatzen, welche ein Eulenspiegel seinerzeit importierte, sämtlich ausrotten, weil sie die nützlichen Singvögel weggraulen. Das würde zur Ausrottung der Malaria mehr beitragen, als die Beweihräucherung mit Petroleum. Denn die sicherste Vernichtung des Moskitos ist doch die, daß er gefressen wird.

Eines gefiel mir nicht, nämlich die Abwesenheit eines Röntgenzimmers.

Die schwere Arbeit der Hafenbediensteten gibt häufigen Anlaß zu Knochenbrüchen, welche im allgemeinen mit Holzschienen behandelt werden. Ein Röntgenapparat ist hier, ebenso wie in allen andern Hospitälern, welche ich auf meiner Reise besuchte, eine terra incognita. Herr Dr. Echeverria versicherte mir jedoch auf Ehre und Seligkeit, daß er nun mit der Anschaffung der neuen Leuchte nicht länger zögern würde. Ich würde mich freuen, wenn mein Besuch

dazu diente, die Zahl der Krüppel im Bananendistrikt zu vermindern.

Besonders interessierte mich ein Fall von Beriberi bei einem 28jährigen Eingeborenen, dessen ganzer Körper gelähmt und nahezu gefühllos war. Seine Atmung war beschleunigt, das allgemeine Schwächegefühl stark ausgeprägt. Ein Heilmittel dieser schrecklichen, zweifellos auf bakterieller Grundlage entstandenen Krankheit gibt es nicht. Dr. Eccheverria beobachte bisweilen einen günstigen Einfluß durch große Dosen von Jodkalium.

Mit Grauen erfüllte mich der Fall eines jungen Negers, welcher am Morgen meines Besuches an den Folgen eines Schlangenbisses starb. Er war in unglaublicher Nachlässigkeit barfuß durch ein Gebüsch gegangen und trat auf eine Schlange, deren Anwesenheit durch die dichten Blätter verhüllt wurde. Da er den Biß nur als unbedeutenden Schmerz empfand, so glaubte er von einem Dorn geritzt worden zu sein und beobachtete die Verletzung nicht, bis sein Bein dick anschwoll und sich Blutungen aus den Schleimhäuten einstellten. Erst dann wurde er gegen drei Uhr morgens ins Hospital gebracht, wo die genannten Symptome nebst den zwei fatalen Blutpunkten am Knöchel, welche den Giftzähnen der Schlange entsprachen, die Diagnose klar stellten.

Ich muß gestehen, daß ich in häufiger Unterhaltung mit Weltreisenden sowohl, als aus Bücherstatistiken den Eindruck gewann, als wären die Berichte über tötliche Schlangenbisse stark übertrieben. Angesichts der Majestät des Todes aber schwand dieser Eindruck und es machte sich mir der Ernst der Situation in vollstem Maße geltend. Tatsache ist, daß die Sumpfniederungen von Port Limon herum von giftigem Gewürm wimmeln und daß nur durch die neuen Anlagen in der Nähe des Hafens die alte Feindin des

Menschengeschlechts, deren Hinterlist ihm seiner Zeit das Paradies kostete, etwas zurückgedrängt ist. Denn die Schlange haßt den Lärm und will wie weiland der Wurm Fafner, beschaulicher Ruhe pflegen. Sie kommt deshalb glücklicherweise nur unter außergewöhnlichen Umständen in die unmittelbare Nähe menschlicher Wohnungen. Im allgemeinen weichen sie den Menschen aus, beißen jedoch, sobald sie durch irgendwelche Reize, besonders durch Berührung, in Aufregung geraten. Immerhin kommt es häufig genug vor, daß sie sich in den Vorgärten der Häuser und auch nicht gar zu selten in den Wohnungen selbst verstecken. Im Binnenlande kriechen sie mit Vorliebe in einen Bananenbüschel. Wird dieser bei der Ernte abgeschnitten, so ereignet es sich gar häufig, daß eine dort in Schlaf versunkene Schlange beim Transport auf der Schulter eines Trägers wütend hervorschießt und denselben am Halse tötlich verwundet. Oft sieht man bei der Verladung am Pier die kleinen gefährlichen Tiere aus den Büscheln kriechen. Ja, selbst beim Ausladen in New York entdeckt man noch manchmal eine gegen das nordische Klima protestierende Schlange. Die häufigsten Todesfälle ereignen sich jedoch an den Extremitäten, besonders an den Beinen. Denn in ihrer unglaublichen Indifferenz geht die Negerbevölkerung auch durch den Busch in bloßen Füßen und es ist nur zu verwundern, daß die Opfer dieses Leichtsinns nicht noch viel größer sind. Wenn man der Gartenwege achtet, so kann man dem Gewürm leicht aus dem Wege gehen, im Dschungelgebüsch aber bewegt man sich nur dann sicher, wenn man hohe Stiefel trägt.

Costa Ricas weitaus gefährlichste Schlange, deren Biß manchmal binnen weniger als einer Stunde tötlich wirkt, ist die Prunkotter, auch Korallenschlange (Elaps corallinus Wied) genannt. Ihre Haut gilt als die schönste. Die Grundfarbe

bildet das matte Rot der Korallen, welches von abwechselnd weißen und schwarzen Querringen symmetrisch durchbrochen ist. Ihre Länge beträgt bis zwei Fuß. Die tötliche Wirkung ihres Giftes beruht in der Aufhebung der Gerinnungsfähigkeit des Blutes.

Die Wissenschaft hat zahllose Versuche angestellt um ein erfolgreiches Verfahren gegen den Schlangenbiß zu finden. Da wir im Zeitalter des Serums stehen, so hat man natürlich auch ein Antitoxin gebraut. Herr Dr. Echeverria ist davon überzeugt, daß er mit dem von Dr. Calmette in Lille hergestellten Serum eklatante Erfolge erzielte. Er machte allerdings bei seinen Patienten vor allen Dingen Einschnitte in die Wundsphäre, durchtränkte dieselben mit einer gesättigten Lösung von hypermangansaurem Kali und legte dann einige Krystalle derselben Drogue in die Wunde. Außerdem wurden mäßige Mengen von Alkohol verabreicht. Den Arbeitern wird gepredigt, bei einem erfolgten Schlangenbiß die Wunde sofort auszusaugen und dann mit einem stets in der Tasche zu tragenden Messer einzuschneiden und hypermangansaures Kali in Substanz in die offene Wunde hineinzureiben. Herr Dr. Echeverria benutzt in handlicher Weise kleine Holzbüchschen, den Nadelbüchsen ähnlich, welche in auseinander geschraubtem Zustand auf der einen Seite eine kleine Lanzette und auf der anderen eine Vertiefung zur Aufnahme einer Dose hypermangansauren Kalis zu fertigem Gebrauch enthalten. Ich muß gestehen, daß ich den Lobpreisungen der Serum-



Fig. 62. Korallenschlange.

behandlung des Schlangenbisses skeptisch gegenüberstehe. Denn es handelt sich um ein Imponderabilium. Gibt es doch über 200 verschiedene Arten von Giftschlangen, deren spezifische Gifte bedeutend variieren. Dazu kommt, daß eine und dieselbe Schlange viel giftiger wirkt, wenn ihre Giftzähne lange gefeiert haben, so daß sich ein großes Quantum in den Giftdrüsen ansammeln konnte. Wie weit als dritter Faktor die Widerstandsfähigkeit des einen oder anderen Individuums dazukommt, kann nur hypothetisch beantwortet werden.

Mir scheint, daß das wichtigste Heilmoment in der sofortigen Umschnürung der Extremität oberhalb der Bißzone mittelst des Esmarchschen Gummischlauches besteht. Es sollte deshalb jeder Arbeiter gehalten sein, Gummihosenträger zu tragen, so daß er im Moment der Gefahr sofort ein Mittel zur Hand hat, mit welchem er die Einschnürung ausführen kann. Hierdurch wird zunächst das Übergreifen eines Teiles des Giftes unterdrückt. Dann erst sollte man auszusaugen beginnen und den Bißherd nach der oben genannten Methode desinfizieren.

In dem unschönen aber praktischen Stil des Hospitals sind auch die Wohnhäuser und Läden in Port Limon gebaut. Die Straßen sind regelmäßig angelegt, die breiten Trottoirs mit Bäumen bepflanzt und alles sauber gehalten. Überall merkt man den amerikanischen Sinn für Sauberkeit und Ordnung. Obgleich die Landessprache spanisch ist, so wird doch in allen Läden englisch verstanden.

Die Lage von Port Limon berechtigt keineswegs zu einem Hafen, denn die Küste hat eine kaum halbmondförmig zu nennende Form. Was man Hafen nennt ist eigentlich nur eine künstliche Zusammenstellung einiger langer Holzpiers, welche mit der Eisenbahn über die Kordilleren in direkter Verbindung stehen. Da stehen die Bananenwagen zu hunderten hintereinander, Tag und Nacht wird die köstliche Nährfrucht

in die Dampfer geladen, welche sie nach allen Weltgegenden entführen. Demgegenüber spielt der Handel mit Kaffee, Kautschuk und Farbhölzern eine nur untergeordnete Rolle. Der Bananenhandel, welcher am meisten von New York aus be-



Fig. 63. Pier mit Bananenwagen in Port Limon.

trieben wird, hat in der Tat trotz aller ungünstigen Umstände Port Limon zu einer Handelsempore gemacht, welcher ihre 3000 Einwohner großen Wohlstand verdanken.

Am Abend unserer Ankunft machte unser liebenswürdiger Kapitän den Führer in die von Elektrizität erleuchteten Straßen über den langen Pier, dessen viele Löcher mir zu einem unbeschützten Abendspaziergang wenig einladend erschienen waren. Wir besuchten den städtischen Park, welcher in dem Reichtum

seiner blühenden und duftenden tropischen Pflanzen wirklich ein Juwel zu nennen ist. In der Mitte steht ein schöner Kiosk, auf welchem acht Uhr abends die Limon-Kapelle ihre lustigen Weisen ertönen läßt. Gemütlich war es aber nicht, denn unter den Bäumen war eine nerventötende feuchte Wärme, welche uns bald wieder hinaustrieb. An der Hafenmauer entlang war es kühler, wir fanden es aber dort noch ungemütlicher, denn trotz der Höhe der Schutzmauer schlug die Brandung darüber und versetzte uns eine unwillkommene Douche.

Der Wellengang in diesem sogenannten Hafen ist derart hoch, daß unser Dampfer am Pier nicht ganz fest gemacht werden konnte. Es mußte ihm, um ihn vor Schaden zu bewahren, ein kleiner Spielraum gewährt werden, so daß er mit jedem Wellenspiel vom Lande ab und wieder zurückgetrieben wurde. Da die Lücke zwischen Dampfer und Pier oftmals mehrere Fuß betrug, so war es nicht ungefährlich, von dem Fallreep an den Pier zu gelangen und mußten wir uns in unseren alten Tagen noch zu den lustigen Turnsprüngen der Jugend aufraffen was nicht ohne erhebliche Selbstverleugnung gelang. Hatte man auch noch Gepäck bei sich, so war der Sprung von der Schiffstreppe, wie man die elegante Brettstrickleiter euphemistisch nannte, keine Kleinigkeit, denn zum Romeo eignete sich keines von uns mehr.

Die wackeren Seeratten pfeifen natürlich auf solcherlei Erwägungen der Binnenmenschen und erklären Port Limon für einen der schönsten Häfen, namentlich wegen seines großen Tiefgangs, der die Schiffe dicht heran kommen läßt.

Port Limon ist die auf der atlantischen Seite gelegene Hafenstadt der Republik Costa Rica, welche trotz ihrer Kleinheit die allergrößste Beachtung verdient. Sie hat einen Flächenraum von nur 60 000 qkm, grenzt im Süden an die neue Republik Panama, ist also der nächste Nachbar zum großen

Kanal. Im Norden bildet der San Juanfluß die Grenze gegen die kleine Republik Nicaragua, während im Westen der stille Ozean den natürlichen Abschluß bildet.

Die Einwohnerschaft beläuft sich auf 350 000 Seelen, zumeist Abkömmlinge des fleißigen Stammes der Galicianer im spanischen Mutterlande.

Die Geschichte von Costa Rica erzählt uns von seiner Eroberung durch Alvarado, den General von Cortez, im Jahre 1525. Sein Abfall von Spanien geschah gleichzeitig mit dem der Schwesterrepubliken im Jahre 1821. Seit der Zeit ereigneten sich über ein Dutzend größerer und kleinerer Revolutionen, welche stets nach dem grausamen Darwinschen Grundsatz vom Survival of the fittest endeten. Der jetzige Präsident ist ein vortrefflicher Staatsmann von ungekünstelten demokratischen Ansichten.

Die Hauptstadt von Costa Rica ist das auf einem Hochplateau inmitten der Kordilleren unbeschreiblich schön gelegene San José, dessen Besuch den Höhepunkt unserer Reise bildete. Da das Einladen der Bananen volle drei Tage beanspruchte, so machten wir uns diese Gelegenheit zu nutze und schlossen uns am Morgen nach unserer Ankunft den vier Passagieren an, welche mit uns die Perle Zentralamerikas zu besuchen entschlossen waren. Obgleich die Entfernung nur hundert englische Meilen beträgt, so dauert die Fahrt doch beinahe sieben Stunden. Da ich hörte, daß es oben im Gebirge auch manchmal sehr kühl wird, so entnahm ich meinem Kleiderschrank den bei Seite gesetzten Sommerüberzieher, worüber mein suffisanter Kabinensteward in ein respektwidriges Lächeln ausbrach. Das verletzte meinen Männerstolz, so daß ich den guten Paletot törichter Weise zurückließ, was ich später zu büßen hatte. Es war allerdings über alle Maßen heiß, als wir unser Gepäck von den dampfenden Steinplatten des kleinen Bahnhofs in Port Limon

aufhoben, um es in den eleganten Aussichtswagen zu expedieren. Dort sicherten wir uns auf dem nach amerikanischem Muster eingerichteten Vestibül unsere Sitze, fest entschlossen so viel als möglich zu sehen. Im Anfang wurde dies allerdings sehr schwer, denn wir fuhren auf der eingeleisigen Bahn mitten durch Dschungeln und Bananenpflanzungen, so daß wir Himmel und Erde nur durch den schmalen Lichtspalt wahrnehmen konnten, welchen das Bahnbett ließ. Neben dem letzteren spazierten und ritten die Einwohner ungeniert. Es war zuweilen eine Überraschung, sich aus dichtem Gebüsch plötzlich eine ganze Karawane auf das Geleise ergießen zu sehen, sobald wir die resp. Stelle passiert hatten. Die guten Leute waren mit Weib, Kind und Viehzeug beim Herannahen des Zuges auf die Seite getreten, wo sie das Gebüsch völlig einhüllte,



Fig. 64. Wohnhaus inmitten einer Bananenpflanzung zwischen Port Limon und San José.

und da wir in unserem luftigen Wagenappendix die Arrièregarde bildeten, so schossen die gewandten Reiter wie ein Blitz vor uns herein.

Da und dort grüßt uns eine kleine Hütte mit einem Palmenblätterdach, umgeben von früchtestrotzenden Bananen und Kokospalmen, hinter welchen sich das tiefdunkelblaue Meer im Mittagssonnenschein spiegelt. Alle 15 Minuten hält der sogenannte Expreßzug vor einem Konglomerat von Holzhütten, welche sämtlich die Signatur des Bananenhandels tragen. Die besseren Hütten, welche man beinahe Häuser nennen könnte, sind von reizenden Gärten umgeben, aus welchen blühende Kakaobäume, Ananas, Begonien und Hibiscus ihre berauschenden Düfte in unseren Wagen hineinsenden. Kleine braune Mädchen bieten uns Orangen und Ananas zu lächerlich geringen Preisen an. Wir legen ein ganzes Arsenal von Orangen an, deren erfrischender Saft unsere ausgetrockneten Kehlen labt.

An einer dieser Stationen stieg ein baumlanger Plantagenbesitzer ein, dessen schneidiges Aussehen uns etwas ungemütlich erschien. Er trug eine schwarze Sammetblouse, deren Feinheit mit der gelbbraunen Lederhose lebhaft kontrastierte, welche sich von dem martialischen Ledergürtel faltenlos in hohe Reiterstiefel hinab zog. In der Unterschenkelgegend lugte ein langer Dolch aus schön verbrämter Scheide, während am Oberschenkel der Handgriff eines gewaltigen Revolvers dräuend entgegen blinkte. Im Gefühl seiner Macht ließ sich dieser zigeunerhafte Caballero auf das Sofa plumpsen, welches merkwürdigerweise in der ersten Wagenklasse einladend zur Siesta ruft und deshalb oft Anlaß zu Streitigkeiten gibt, da so viele der stillen Einladung folgen möchten. Mit unserem überbewaffneten Usurpator jedoch in Konkurrenz zu treten gelüstete niemanden.

Ursprünglich war das Sofa doch wohl nur für das schöne Geschlecht bestimmt gewesen, wie man ja hier den holdseligen Sennoritas überhaupt allerlei Konzessionen macht. Zu diesen gehört auch die Anbringung eines großen Spiegels und allerlei delikater Toilettegegenstände in einer Art Atrium des Wagens, in welchem die Damen sich beständig ungeniert beschauen und korrigieren, obgleich das stärkere Geschlecht schmunzelnd ebenso beständig vorbei defiliert.

Noch über eine Stunde lang geht es durch die glühende tropische Landschaft in der Nähe des Meeres entlang, durch düstere Wälder, deren Schlingpflanzen ihn gänzlich abzuschließen scheinen, als wäre er von einem Zauberer behütet. Wir schauen auf dieses uns so fremde Panorama mit ehrfurchtsvollem Staunen. Man ist neugierig genug um den Wunsch zu hegen, hineinzugehen und doch läßt ein gewisses Grauen vor dem Unbekannten den Wunsch sofort wieder ersterben. Man weiß daß sich hinter dem Gestrüpp der ekelhafteste Feind der Bewohner dieser Küste, die Giftschlange, mästet, und daß allerlei Raubtiere, deren nähere Bekanntschaft zu machen nur den Jäger von Fach gelüstet, im Hinterhalt lauern. Aber das Herz ist zugleich erfüllt von der triumphierenden Größe des ganzen zauberhaften, geheimnisvollen Milieus, aus welchem zwischen prächtigen Königspalmen Edelbäume von märchenhafter Höhe in den lichtblauen Horizont hineinragen.

Besonders interessant erscheinen die Riesenstämme von denen die ampelförmigen Nester der Webervögel herabhängen. Welch wunderbarer Instinkt, welcher diese Tiere sich außerhalb des Bereiches der verderblichen Bauminsekten anspinnen läßt!

Je mehr die Bahn steigt, desto niedriger wird der blühende Busch und desto höher die Bäume. Die unge-

heure Masse der Kordilleren baut sich immer drohender vor uns auf; die Wasser, welche an der Küste so träge und leise dahinflossen, beginnen tief unter uns zu rauschen, die Lokomotive keucht, die Wagen knarren und rütteln uns, wir aber merken es kaum, denn wir sind ganz im Banne der immer großartiger sich entwickelnden Landschaft. In kühnen Kurven folgen wir dem Lauf des Reventazon, welcher unter uns in ungeheurer Tiefe zu kochen scheint, denn wir sehen seinen schneeweißen Gischt hoch aufspritzen, als fänden beständige Explosionen statt. Der Name „erbrechender Fluß“ ist zwar nicht ästhetisch, aber sehr bezeichnend für das beständige sich Überstürzen der Wogen. Um den Eindruck einigermaßen anzudeuten, denn beschreiben läßt sich dieses unheimlich schöne Schauspiel ja überhaupt nicht, möchte ich die Gotthardbahn zum Vergleich herbeiziehen, welche in vielfach gewundenen Kurven hoch über der brausenden Reuß dahinzieht. Aber die Tiefe des Reventazon ist gewaltiger und über den gähnenden Abgrund wölbt sich die ganze schweigende Majestät und schillernde Pracht des Tropenwaldes. Und hoch darüber ragen die ernsten Häupter der Kodilleren wie ein ungeheures Amphitheater, von vorsindflutlichen Giganten aufeinander getürmt. Es ist wie eine Beethovensche Symphonie, vor der alle Kritik verstummen muß, denn es reicht über menschliches hinaus. Das einzige was man tun kann ist, auf die Knie zu sinken und sich seiner eigenen ungeheuren Nichtigkeit bewußt zu werden.

Am Schienenrand lächeln Veilchen und Eisenhut aus ihren blauen Kelchen und bieten in ihrer lieblichen Einfachheit einen holdseligen Kontrast zu der Großartigkeit des gewaltigen Gebirgspanoramas.

Je höher wir steigen, desto kühler und angenehmer wird die Luft. Mit der Entfernung vom Meere schwindet der

Durst und stellt sich der Hunger ein, welchen wir mit Roastbeefbrötchen, die in den meisten Stationen vortrefflich bereitet werden, stillen. Nach vierstündiger Fahrt biegen wir vom Tal des Reventazonflusses ab. Lange noch können wir ihn in der Sonne schimmern sehen, bis er sich als ein silbernes Band auf dem smaragdenen Hintergrund seiner bewaldeten Ufer in die Lande hinein verlor.

Die Gegend wird nun noch immer wilder und zerrissener. An die Stelle des in tiefem Abgrund dahinstürzenden Reventazon treten gähnende Schluchten, durch welche unheimlich rauschende Wildwässer gleich Wasserfällen zu Tal stürzen. Wir fahren über die Birrisbrücke welche dreihundert Fuß hoch in kühnem, eisernem Schwibbogen über eine dieser Klammen führt und schauen nicht ohne Grausen in den Sturzbach unter uns. Immer klarer wird es uns, welch ein kühnes Unternehmen diese Bahn, welche zu Port Limon in so bescheidenen Dimensionen begann, darstellt. Als der Gedanke einer Bahn zwischen San José und Port Limon zuerst auftauchte, betrachtete man die Idee als eine Ausgeburt eines gestörten Verstandes. Zu jener Zeit war Port Limon eine vollständige Wildnis und nur wenige Negerhütten deuteten die Stelle an, wo einmal im Monat die Dampfer der Royal Mail von England anlegten. Eine Verbindung mit dem Innern des Landes existierte so gut wie gar nicht. Es gereicht der Behörde zu hohem Lobe, daß sie angesichts der unendlichen Schwierigkeiten, welche vor allem das wilde Terrain darbot, dennoch daranging, die Bahn anzulegen. Nachdem dieselbe in einer Ausdehnung von vierzig Meilen aufwärts von Port Limon, also zumeist auf ebenem Plan, fertig gestellt war, zeigten sich ihre Hilfsmittel erschöpft. In diesem kritischen Moment erbot sich der geniale Nordamerikaner Keith mittelst englischer Unterstützung, die Bahn zu vollenden. Und er führte es

bewunderungsvoll durch, obgleich hunderte der Arbeiter, worunter sich eine große Zahl entsagungsfroher Kulis befand an den tropischen Fiebern dahinstarben. Das Martyrium dieser braven Arbeiter nötigt einem die größte Hochachtung ab. Im Kampf mit den Elementen, welche oft das Werk vieler Monate mit einem Schlag zu nichte machen, unter der stechenden Sonne inmitten von Sümpfen mit ihren totbringenden Miasmen, Tag und Nacht gequält von den Moskitos, ohne genügende Leibesnahrung, bei mangelhafter Unterkunft, dabei wiederholt ohne Löhnung, da bedarf es eines großen Heldenmutes seitens des kleinen Mannes, auszuharren. Und als derjenige Teil der Bahn welcher bei Carrillo durch einen Gebirgspaß an den Vulkanen Turrialba und Irazù vorbeiführen sollte, vollendet war, da zeigte sich, daß die Schlünde der Gebirgsbäche in dieser Gegend, namentlich der Toro Amarillo, nicht zu überbrücken waren. Mehrmals hatte man versucht diesen wilden Gesellen in Fesseln zu legen, er trat aber, sobald er anschwoll, aus seinen Ufern, änderte womöglich seinen Lauf gänzlich und riß jede Brücke wieder hinweg. Dazu kamen noch die Bergrutsche, wie sie durch Erdbeben verursacht werden, welche meilenlange Strecken des Bahnbettes mit einem Schlag in den Abgrund warfen. So mußte denn der ursprüngliche Plan fallen gelassen und die entgegengesetzte Bergkette in Angriff genommen werden, wo enorme Einschnitte gemacht wurden.

Nur ein Mann aus Eisen konnte inmitten dieser ungünstigen Umstände durchdringen. Aber Keith war der Situation gewachsen. Unermüdlich wie er war, bat und tröstete er die Leute, sein Enthusiasmus feuerte die Schwachen an, auch wenn er sie dadurch enttäuschte, daß er sie trotz fälligen Lohnes noch wochenlang vertröstete. Wie ein Columbus stand er unverzagt inmitten aufrührerischer Meuten

und imponierte den wildgewordenen Männern durch seine Furchtlosigkeit. Solche Männer gedeihen nur in Amerika. Von diesem Schlag sind die größten Männer des Landes der unbegrenzten Möglichkeiten gewesen und sie widerlegen die ungerechte Behauptung der alten Welt von der Dollarjagd auf das glänzendste. Ohne ideale Begeisterung für ein gewaltiges Werk läßt sich dasselbe eben einfach nicht durchführen.

Auch hier empfinden wir wieder die Wahrheit des Schillerschen: „Denn die Elemente hassen das Gebild aus Menschenhand". Als wir uns noch in unmittelbarer Nähe des Bettes des erbrechenden Flusses hielten, bemerkten wir auf den Felsen der Stromschnellen sowohl als am gegenüberliegenden Ufer Knäuel von alten rostigen Eisenbahnschienen, welche wie Drähte aufgerollt in die Luft ragten. Sie bildeten die traurigen Wahrzeichen eines Lawinenattentats, welches sie im Handumdrehen vom Geleise in die Tiefe gerissen hatte. Namentlich während der Regenzeit ereignet es sich oft, daß ein Teil des Bahnbettes durch einen Erdrutsch in die Tiefe sinkt. Im vorigen Jahre verpaßten die Passagiere unseres Dampfers, welche wie wir einen Besuch in San José unternahmen, die Abfahrtszeit desselben, da die Bahn infolge einer solchen Katastrophe fünf Tage lang nicht befahren werden konnte.

Mein ältlicher Nachbar aus einer kleinen Stadt in Massachussets, welcher sich unsere Rundfahrt mit seiner blutjungen Frau zur Hochzeitsreise erkiesen hatte, fand dies sehr ungemütlich und wetterte in einem fort über die Laune des Schöpfers, welcher einem derartigen Bahnbett seine Sanktion erteilt und ließ den Refrain: „Jockele, wärst Du doch daheimgeblieben" durch seine Klagelieder hindurchklingen. Diese Art amerikanischer Touristen trägt nicht dazu bei, die Yankees zu popularisieren. Aber nach einem einzigen soll man nicht

ein Volk beurteilen. Welch ein Gegensatz z. B. zwischen diesem ungebildeten Protzen aus weltverlorenem Schilda in Neuengland und dem hochgemuten Keith!

Einen großen Genuß gewährte mir unterwegs die Unterhaltung mit einem katholischen Priester, den ich bei seinem Besuch unseres Dampfers kennen lernte. Vater Bellut, so hieß der treffliche, nennt Düsseldorf seine Heimat, was sein rheinischer Dialekt auch mühelos verriet. Seit Jahren wirkt er in dem Städtchen Turrialba, welches unter dem gleichnamigen Vulkan gelegen ist und predigt deutsch und spanisch in seiner umfangreichen Filiale. Wie ich erfahren durfte, widmet er sich mit besonderer Hingebung der Seelsorge. Wie weiland der Herr so zieht er auf einem Eselein durch Dschungel und Klamm, viele Meilen weit in die Kaffeeplantagen wie in die elenden Hütten der Parias und wo er sich zeigt, da leuchtet Sonnenschein in die Herzen der Bekümmerten. Während wir an den Abgründen des Reventazontales emporklommen, sprachen wir über die Wunder der Schöpfung, wie groß und herrlich sie seien und wie sie dem, der Augen hat zu sehen, in jeder Minute erkennbar wären. Als ob es keine Zeichen und Wunder mehr gebe. Man blicke nur in den Sternenhimmel und vergegenwärtige sich die geregelte Laufbahn der Himmelskörper oder man verfolge die Lichtzone eines Leuchtkäfers oder die Linien eines Blattes, oder man studiere den feinen Mechanismus des menschlichen Auges, ist das nicht des Wunders genug? Und wie klein der Mensch und doch wie groß seine göttliche Seele ist, daß alles sagten wir uns inmitten der Offenbarungen der gigantischen Natur. Wie kam es, daß wir beide, deren Erziehung so unendlich verschieden war, uns so rasch verstanden, als flössen unsere Seelen in einander? Er, der Priester der alleinseligmachenden Kirche, deren Gebote mir fremd sind, da ich im strengen Glauben an die einfachen

Wahrheiten des protestantischen Evangeliums groß geworden bin. Ja, in dieser Natur lernt man eben nur Mensch zu sein und als ich dem lieben Manne beim Abschied die Hand drückte, da hätte ich mit Posa zu ihm sagen können: „Euer Glaube, Herr, ist auch der meine“. Denn ich werde nie aufhören, an das Göttliche im Menschenherzen zu glauben, wenn mir diese Überzeugung auch nicht in der Kirche geworden ist, denn ich habe zum Kirchgang, Gott verzeihe mir die Sünde, selten die Zeit — Krankendienst ist auch eine Art Gottesdienst. Und die Größe der Natur verkündet den Preis jenes undefinierbaren Wesens, welches unsere Herzen lenkt wie die Wasserbäche, mit viel überzeugenderer Stimme, als es der beredteste Mund von der Kanzel herab schildern kann. Wir Ärzte aber blicken gar tief in die menschlichen Abgründe hinein. Und da sehen wir denn, daß im Menschenherzen kein Abgrund so tief, keine Pfütze so schmutzig ist, daß sie nicht mehr von dem Sonnenstrahl einer edlen Regung durchdrungen werden könnte, wenn es auch bei manchem etwas lange dauert. Es ist wahr, aus Gemeinem ist der Mensch gemacht, aber wie der Ton unter den Händen eines Phidias geadelt wird, so wird auch das Gemeine in uns armen Menschenkindern gebändigt durch die gleichzeitige Beigabe eines Triebes zum Besseren, welcher selbst in dem Scheusal Nero oder einem Schinderhannes nicht völlig erstorben war. Darum stimme ich in den pessimistischen Ruf daß die Welt immer schlechter wird, keineswegs ein. Ich glaube an die Menschheit und auch die krassesten Beweise der Undankbarkeit seitens vieler Patienten wird mein Vertrauen nicht erschüttern können.

Der Arzt lernt den Nebenmenschen vermöge seines Berufes allerdings mehr von der kosmopolitischen Seite ansehen. Er hat darin etwas vom lieben Gott, denn vor ihm sind auch alle Menschen gleich. Ob Protestant oder Katholik, ob Jude

oder Heide, die Hände, Organe, Gliedmaßen, Sinne, Empfindungen und Leidenschaften, sind, wie der böse Shylock sagt, die gleichen. „Bin ich nicht genährt mit derselben Nahrung, verletzt mit denselben Waffen, denselben Krankheiten unterworfen, geheilt mit denselben Mitteln, gewärmt und gekühlt von demselben Winter und Sommer wie ein Christ? Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht?“ so räsonniert er, der bei Licht betrachtet, tatsächlich den einzigen einigermaßen anständigen Menschen in Shakespeares unsterblichem Kaufmann von Venedig darstellt.

Turrialba liegt auf einer sanft ansteigenden Hochebene an dem über 10 000 Fuß hohen Vulkan gleichen Namens. Derselbe ist wie der Vesuv beständig tätig, behandelt seine Ansiedler jedoch liebenswürdiger und begnügt sich mit mäßigen Expektorationen. Seine Spitze ist sattelförmig und im Gegensatz zum Vesuv nicht nackt, sondern mit üppiger Vegetation geschmückt, zwischen welcher schäumende Kaskaden silberhell hervorleuchten. Obgleich es hier viel kühler ist, denn wir sind schon über dreitausend Fuß hoch geklommen, so herrscht doch noch der tropische Charakter vor. Wir halten beinahe eine Viertelstunde, da wir uns mit einem von San José kommenden Zuge kreuzen und haben deshalb Gelegenheit, die Landbevölkerung zu mustern und uns vom Vater Bellut eine Reihe interessanter Erklärungen geben zu lassen. Die Leute drängten sich um ihn, um den Saum seiner schwarzen Soutane zu berühren, welche inmitten der weißen sommerlichen Bekleidung das einzige dunkle Gewand darstellte.

Einst stieg ich tief in Tirol zu einer auf schwindelnder Höhe errichteten Wallfahrtskirche hinauf, wo ich in schauriger Gletschernähe einen jungen Kuraten bewunderte, wie er furcht-

los zwischen den gefährlichen Schroffen der Ortlergruppe einherschritt, um einem Verlassenen den letzten Trost zu spenden. An diesen Wackeren dachte ich wieder als ich dem tapferen Seelenhirten von Turrialba Lebewohl sagte. Diese Männer sind doch größere und edlere Helden als die Corteze und Leone.

Unsere nächste Hauptstation ist die Stadt Cartago, die frühere Hauptstadt des Landes. Je mehr wir steigen, desto verschiedener gestaltet sich die Szenerie. Die Riesenbäume verschwinden und an ihre Stelle treten Obstbäume, Fichten und Maisanpflanzungen. Wenn man den Blick auf einer Waldgegend ruhen läßt, so glaubt man auf Augenblicke über eine Hochebene des Schwarzwaldes dahinzufahren, bis das Auftauchen einer Kaffeeplantage die Illusion wieder zerstört. Viele dieser Plantagen repräsentieren ein großes Vermögen. Eine große Anzahl derselben befindet sich im Besitz unternehmender Deutscher. Inmitten derselben gewahren wir hübsche, im Villenstil errichtete Holzhäuser mit weithin sichtbaren Inschriften, welche bekannte Namen aufweisen. Eine sehr schöne Ansiedlung dieser Art trug den heimischen Namen Waldeck.

Wir passieren Tres Rios, so genannt vom Zusammenfluß dreier Flüsse, ein idyllisch zwischen blühenden Kaffeeanlagen gelegenes Städtchen. Durch gewaltige graue Steinmassen höhlt sich nun unser Schienenweg, zuweilen hält der Zug mitten auf schwindelnder Strecke als wollte er sich ein wenig verschnaufen. Von dem Gemäuer herab hängen duftende gelbe und violette Blumen, aus denen ich von meinem Sitz aus bequem einen Strauß für meine Gattin rauben kann. Es wird nun immer kühler, die Passagiere suchen nach ihren Mänteln, ich armer mantelloser Wicht fange nun an zu frieren und kann mir nur durch die Zutat einer Weste einigermaßen

helfen. Auf einer entzückenden 5000 Fuß hoch gelegenen Ebene sehen wir nun Cartago vor uns liegen.

Seine Türme ragen weithin sichtbar aus seinen saftigen Weidegründen hervor. Unser Zug fährt mitten durch die Hauptstraße der Stadt, was einen eigentümlichen Eindruck gewährt. Kein Hannibal ist ante portas, uns den Eingang zu wehren, dagegen empfängt uns die liebe Straßenjugend mit einem Gejohl, welches ein Mittelding zwischen Begrüßung und Verhöhnung ausdrückte. Das Zügle fuhr nicht allzu rasch, so daß die lebhafte Eskorte bis zum Bahnhof am Ende der Stadt ziemlich gleichen Schritt mit uns halten konnte. Dort mußten wir Spießruten durch eine hundertköpfige Menge fahren, welche teils aus Passagieren, teils aus Lungerern und Früchteverkäufern bestand. Sie zeichneten sich alle durch eine geräuschvolle Lebendigkeit aus, aber nichts erinnerte an die Frechheiten der misera plebs in Columbien. Die Stadt welche am Fuß des nahezu 12 000 Fuß hohen Vulkans Irazú liegt ist regelmäßig angelegt, die Kirchen und öffentlichen Gebäude tragen alle den altspanischen Typus und sind eigentlich eine Miniaturausgabe der Kirche La Soledad in San José. Trotzdem die Spuren des Verfalls nicht zu verkennen sind, so verraten sie doch noch eine gewisse Vornehmheit.

Cartago wurde schon im Jahre 1563 erbaut und zählte bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts 30 000 Einwohner. Durch furchtbare Erdbeben hat es wiederholt stark gelitten. Im Jahre 1723 wurde es bei einer derartigen Katastrophe, zu welcher sich gleichzeitig ein Ausbruch des Irazú gesellte, nahezu gänzlich verschüttet.

Heute zählt Cartago kaum 5000 Einwohner. In der Nähe befindet sich der vielbesuchte Badeort Aguacaliente.

Vor kurzem wurde die Aufmerksamkeit der gesamten zivilisierten Welt dadurch auf diesen weltvergessenen Fleck

gelenkt, daß der edle Stahlkönig Andrew Carnegie durch eine namhafte Beisteuer die Errichtung eines Friedenstempels innerhalb dieser klassischen Mauern ermöglichte. In demselben sollten alle Streitfragen der fünf mittelamerikanischen Republiken durch ein Friedenstribunal entschieden werden. Also ein Haag en miniature!



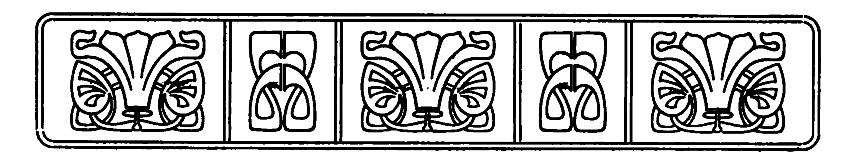
Fig. 64. Eine Kaffee-Plantage in der Nähe von San José.

Der Handel mit Zuckerrohr, Kaffee, Tabak, Mais und allerlei Hülsenfrüchten hat sich in den letzten Jahren durch die Bahn bedeutend gehoben. Insbesondere der Kaffee gedeiht hier besonders gut. Wie man mir erklärte ist eine Höhe von 5000 Fuß am gedeihlichsten für die vielbegehrte Bohne.

Wir fahren manchmal so nahe an den Kaffeeplantagen vorbei, daß wir die einem entwässerten Teiche gleichenden Trockenanlagen, in welchen die Kaffeebohnen in dünnen Lagen aufgeschichtet sind, beinahe greifen können. Hier darf man sich wie im Schlaraffenland genug Bohnen für einen ganzen

Kaffeeklatsch in die Tasche stecken, ohne daß der Besitzer eine krumme Nase zieht.

Eine Meile oberhalb Cartagos erreichen wir die Wasserscheide, die Bahn steigt allmählich wieder abwärts, die Vegetation wird immer reicher und die Luft wärmer. Fruchtbare Täler, durchzogen von einem ewig grünen Teppich von Weideland und Zuckerplantagen, öffnen sich, die Bergkette des Hochplateaus von San José rückt immer näher heran und als die Sonnenkugel den Gipfel des Irazú berührte, fuhren wir zwischen prächtigen Gärten und reizenden Villen in den Bahnhof von San José ein, wo wir von dem liebenswürdigen Vertreter der Hamburg-Amerikalinie, Herrn Keith, dem Neffen des berühmten Technikers, empfangen wurden.



San José.

Ein lebendig gewordenes Gedicht, über 4000 Fuß hoch auf einer idyllischen Hochebene gelegen, von einem Zirkel grün bewachsener Berge umrahmt, welche tätige und erloschene Krater aufweisen, inmitten hochragender Bäume, zwischen denen sich pittoreske Türme vom Horizont abheben, ein Bild von einer Lieblichkeit sondergleichen, so erschien mir die Hauptstadt der kleinen Republik Costa Rica, ein herzerfrischendes, modernes Arkadien.

Als wir mit Herrn Keith zwischen den alten Kirchen über das moosbewachsene Pflaster von San José fuhren, glaubten wir uns zunächst zwei Jahrhunderte zurückversetzt und die Erinnerung an die heilige Stätte, allwo des unvergänglichen Meisters deutscher Gral gehütet wird, stieg vor mir auf. Ja, so verschieden das alte Bayreuth in toto ist, so ähnlich ist wiederum seinem Rokkoko-Milieu diese weltferne Stadt, welche in so vielem an eine kleine deutsche Residenz gemahnt.

Unser Wagen macht mit seinen Schimmeln einen entschieden feudalen Eindruck und zum erstenmal wieder erfreuen wir uns an modernem Luxus. In einer schön makadamisierten Straße steigen wir im „Englischen Hof“, einem Hotel, welches an den Gasthof einer größeren deutschen Provinzialstadt erinnert, ab.

Die Zimmer sind einfach und sauber, der Boden mit Teppichen belegt, die Möbel geschnitzt, ebenso die Betten, welche mit dem unvermeidlichen Moskitobaldachin verziert sind. Von einem kleinen Balkon aus sehen wir gegenüber in die Fenster des Präsidentenpalais.

Der Speisesaal ist sehr einfach, beinahe dörflich gehalten,



Fig. 66. Allgemeinansicht von San José.

aber von blendender Sauberkeit, die Küche mit Ausnahme der ölbereiteten Scheußlichkeiten vorzüglich, und die importierten Weine tadellos. Da die Speisen der Tafelordnung gemäß nach einander aufgetragen wurden, so wurden wir durch unsere Unkenntnis des Spanischen nicht tangiert und konnten wir uns mit der Bedienung, von der niemand fremde Sprachen beherrschte, durch Zeichendeutung und Achselzucken verständigen.

Der schöne Abend lockte uns noch in die Straßen, deren enge Trottoirs von lustwandelndem Volk erfüllt waren. Von

den Balkonen der stuckbedeckten Backsteinhäuser blickten lebhafte Gruppen reizender Costa Ricanerinnen, welche in ihren weißseidenen Shawls, Rebozos genannt, einen höchst malerischen Anblick gewährten, in das Getriebe herab.

Die Mädchen in San José sind trotz ihres hellgelben



Fig. 67. Hauptstraße von San José.

Teints sehr hübsch. Es ist zu bedauern, daß sie denselben unter einer Hülle von Stärkemehl verschlechtern. Manche der edlen Senoritas geht in diesem unschönen Beginnen törichter Weise so weit, daß sie aussieht, als hätte sie ihr pikantes Gesichtchen in ein Mehlfaß getaucht. Wuchs und Haltung dieser Schönen ist von einschmeichelnder Grazie.

Zwischen der Menge schieben sich Karossen und Frachtwagen mit Kaffeesäcken, Mais und Tabak beladen. Die letzteren, denen der barfüßige Boyero voranschreitet, sind mit

starken Ochsen bespannt und ihre plumpen Räder erinnern an die alten römischen Streitwagen.

Am frühen Morgen verkündeten die Glocken der alten Kirche La Soledad den Beginn des Gottesdienstes. Dieser wurde durch eine Messe von Johann Sebastian Bach eröffnet und von einem vortrefflichen gemischten Chor begleitet. Die



Fig. 68. Ochsengespann, mit Kaffee beladen, auf dem Wege nach San José.

Orgelklänge des unsterblichen Leipziger Kantors rissen mich gar schnell aus dem fremden Milieu und versetzten mich in die alte Heimat.

Die Kathedrale, neben welcher sich stolz der Bischofspalast erhebt, ist neueren Datums. Sie befindet sich im Hintergrund des Stadtparkes, welcher von Spaziergängern wimmelt. In der Mitte des Parks plätschert ein schöner Springbrunnen, bei welchem ein Kiosk errichtet ist, in welchem die Militärkapelle treffliche Konzerte gibt.

Die Einwohner von San José sind religiös, ohne muckerisch zu sein. Davon zeugen die häufigen Prozessionen, welche den Einzug des Heilandes in Jerusalem, die Kreuzigung und andere Episoden der Leidensgeschichte theatralisch zur Anschauung bringen. Die Pièce de résistance unter den Umzügen stellt die Charfreitagsprozession dar, an welcher sich



Fig. 69. Die Kirche La Soledad in San José.

namentlich Kinder und Jungfrauen als Engel gekleidet, beteiligen.

Eine große Überraschung bot uns das in der Nähe befindliche Nationaltheater, dessen echt künstlerisches Äußeres, wie ich mit Beschämung gestehe, jeden New Yorker Musentempel an Schönheit übertrifft. Daß wir in einer Nische die Marmorstatue Beethovens erblickten, trug auch nicht wenig zu unserem Entzücken bei. Das Gebäude ist um nahezu eine Million Golddollars von italienischen Architekten errichtet worden

und soll erdbebenfest sein. Die Innendekoration ist geradezu brillant. Das Foyer ist dem der Pariser Oper nachgebildet. Aufführungen finden nur während dreier Monate des Jahres statt. Zu Bällen und ähnlichen Festlichkeiten wird das Theater ebenfalls vielfach verwendet.



Fig. 70. Kathedrale in San José.

Gegen neun Uhr des Vormittags vernahmen wir Kanonenschüsse in unmittelbarer Nähe, welche dem Präsidenten galten, der an die Grenze von Nicaragua abfährt. Die Kanonen, welche diese Abschiedsgrüße vermittelten, waren auf dem Exerzierplatz vor der Artilleriekaserne aufgestellt und hatten etwas eminent friedliches. Sie erinnerten mich an die uralten Kanonen, welche auf dem Marktplatz von Greiz aufgepflanzt waren. Sie hießen die zwölf Apostel und böse Zungen behaupten, daß ihre Aufschrift lautete: „Du sollst nicht deeden“.

Die Soldaten sind wie die meisten Costa Ricaner von kleiner Statur, aber sehr gewandt. Ihre Uniformen gleichen denen der französischen Infanterie. Sie gehen zumeist barfuß.

Die Offiziere machen keinen üblen Eindruck, sie tragen dunkelblaue Waffenröcke die mit Goldlitzen verziert sind und Schleppsäbel. Allerdings fehlen ihnen alle Voraussetzungen eines schneidigen preußischen Gardeoffiziers. Die ganze Besatzung Costa Ricas besteht aus sechshundert Mann, von denen etwa die Hälfte auf San José kommt. Sie sind genügend gedrillt, um mit Hilfe ihrer Mausergewehre ein Revolutiönchen unterdrücken zu können. Und darauf sind sie in diesen Gegenden, in welchen die Bewohner die Eruptionsgelüste der umgebenden Vulkane einsaugen, täglich gefaßt. Seit der letzten großen Revolution, welche vor 26 Jahren stattfand, haben nur kleinere Aufstände stattgefunden, welche die Regierung zumeist in wenigen Stunden unterdrückte. Viele Menschenleben gehen dabei nicht verloren, ja, einmal ist es bei einer solennen Prügelei geblieben und der Präsident ging am selben Tage zu seiner Billardpartie in den Klub, als ob nichts geschehen wäre. Am Stadttore sowohl als im städtischen Gefängnis bemerken wir kleine Erker, in welchen Wachtposten stationiert sind, die bei dem geringsten revo-



Fig. 71. Junges Mädchen einen Engel in der Charfreitagsprozession in San José darstellend.

lutionären Zeichen sofort die Truppen in das Gewehr rufen. Außer der regulären Armee existiert eine Mobilgarde, zu welcher jeder waffenfähige Bürger gehört.

Die aus 200 Mann bestehende Polizei in San José ist vortrefflich. An jeder Straßenecke steht zur Nachtzeit ein bis an die Zähne bewaffneter Sicherheitswächter auf Posten.

Von allen Institutionen am meisten jedoch interessierte mich das städtische Hospital de San Juan de Dios und das Asilo Chapui, welche beide unter den Auspizien der Junta de Caridad de San José stehen.



Fig. 72. Nationaltheater in San José (Costa Rica).

Das erstere ist eine an der äußersten Stadtgrenze gelegene Anstalt, welche im Barackenstil erdbebenfest erbaut ist. Hohe Steinmauern trennen sein Inneres von der Straße. Ähnlich wie das allgemeine Krankenhaus in Kingston nimmt es ein großes Viereck ein, welches wiederum in kleine Quadrate zerfällt, von denen etwa drei Viertel aus prächtigem Gartenland bestehen, während ein Viertel nur Platz für einen Pavillon gewährt. Diese Anordnung gestattet den Kranken einen Überfluß von Licht und Luft. Die Fundamente tragen der Feuchtigkeit, die der übersatten tropischen Erde entsteigt, dadurch Rechnung, daß die meisten Gebäude auf

Säulen ruhen, so daß eine Art Souterrain entsteht, durch welches die Luft frei zirkulieren kann. Wo dies nicht angänglich ist, hilft man sich durch große, fensterartige Öffnungen, welche auf allen Seiten direkt über dem Erdboden angebracht sind.



Fig. 73. Foyer des Nationaltheaters in San José.

Die Krankensäle sind hoch und luftig. Die Pracht der Fußböden und der Fenstereinfassungen nimmt einen förmlich gefangen und bezeugt den Reichtum des Landes an Edelhölzern. Die Treppen und das Geländer bestehen aus schönstem Mahagoni. Dementsprechend erscheinen auch die Privatzimmer mit ihren eingelegten Fußböden und dem Wandgetäfel außerordentlich luxuriös. In allen Sälen bemerken wir noch Christbäume. Das Gebäude, welches die Privatpatienten beherbergt, besteht aus zwei Stockwerken,

von denen das obere den Arkadenstil zeigt. Die Rekonvaleszenten können sich unter den breiten Bogengängen so zu sagen im Freien erholen. Der Blick vom Garten auf diese Gänge hat etwas ideal klosterartiges und erinnerte



Fig. 74. Palast des Präsidenten und Artillerie-Kaserne am Plaza de Artilleria in St. José.

mich an den Klostergarten in Maulbronn, in dem der biedere Abt Johannes Entenfuß so feuchtfröhlich herumwatschelte.

Die maßgebenden Autoritäten sind durch die Drs. Calnek und Zumbado repräsentiert. Ersterer absolvierte seine Studien in Nordamerika, von wo er vor 35 Jahren einwanderte. Ihm dankt das Hospital seine vortreffliche chirurgische Grundlage. Der jüngere Chirurg, Dr. Zumbado, ein geborener Costa-Ricaner, ist ein Produkt des Royal College in London. Ihm bin ich für die Beobachtung mehrerer interessanter Ope-

rationsfälle verpflichtet. Um septische Patienten in seiner Abteilung abzuschließen, ließ er dieselben durch die Errichtung mehrerer Zwischenwände alkovenartig abschließen und mit separaten Eingängen versehen. Die Operationsräume sind



Fig. 75. Garten des städtischen Hospitals de San Juan de Dios in San José (in der Mitte ein Baum mit Papayafrüchten).

tadellos, von allen Seiten hell beleuchtet und mit Porzellanfliesen belegt, während die Wände aus Marmorplatten bestehen. Ecken und Kanten sind sorgfältig ausgemerzt. Die Instrumente stammen aus Paris und die Tische und anderen aseptischen Paraphernalien aus New York Tout comme chez nous.

Hatte ich mich zu meiner großen Freude überzeugt, daß in dem städtischen Hospital die Fahne der Wissenschaft hoch gehalten wird, so stand mir ein Genuß ganz besonderer Art

in dem anstoßenden Irrenasyl bevor. Nie haben meine Augen etwas ähnliches geschaut. Man denke sich einen langgestreckten, in unbestimmten Spitzbogenstil durchgeführten altersgrauen Gebäudekomplex, dessen Zentrum von



Fig 76. Haupteingang zum Asilo Chapui in San José.

einem mitraähnlichen Turm überragt wird, inmitten eines märchenhaft schönen Gartens von enormer Ausdehnung. Von der Straßenseite her ist der etwa 10 Morgen betragende Grundbesitz mit einer 12 Fuß hohen, stilvoll errichteten Mauer umgeben, welche von außen her den geheimnisvollen Dunstkreis, welcher über dem Ganzen lagert, um eine Nüance verstärkt. Über den Mauerkranz herüber winken tausende der herrlichsten Spezies roter und gelber Rosen und Hibiscus-

blüten. Durch ein kunstvoll geschmiedetes Tor treten wir mit frommem Schauder in den heiligen Hain auf breitem Kiesweg, welcher von hohen Palmen beschattet ist. Am Wegrand grüßten uns abermals die blühenden Rosen, Orchideen und viele andere, mir unbekannte tropische Blumen, in welche farbenprächtige Schmetterlinge und kokett schwirrende Kolibris ihre verwöhnten Schnäbel tauchten. Hinter den Blumenbeeten winken goldgelbe Orangen von dunkelgrünen Bäumen, welche zum Teil die Höhe eines unserer ausgewachsenen Apfelbäume erreichen. Mit offenbarer Liebe und auserlesenem Geschmack sind die einzelnen Gruppen angeordnet. Im fernen Hintergrunde sehen wir an hohen Mauern sowohl wie an kolossalen Spalieren tausende von Rosenbäumen, dicht mit den wunderbarsten Blüten besetzt, mit dem Zephyr spielen, der lind und erfrischend durch dieses Dornröschenschloß säuselt. Es ist der einzige Hauch, den man



Fig. 77. Orchideen in San José.

verspürt. Noch hat keine Menschenseele die andachtsvolle Stille unterbrochen, denn es ist Sonntag Morgen. Es ist als hielte uns jemand im Bannkreis dieser zauberisch schönen Stätte fest, ja wir dachten angesichts von so viel Schönheit eine Zeitlang, wir befänden uns im Traum.

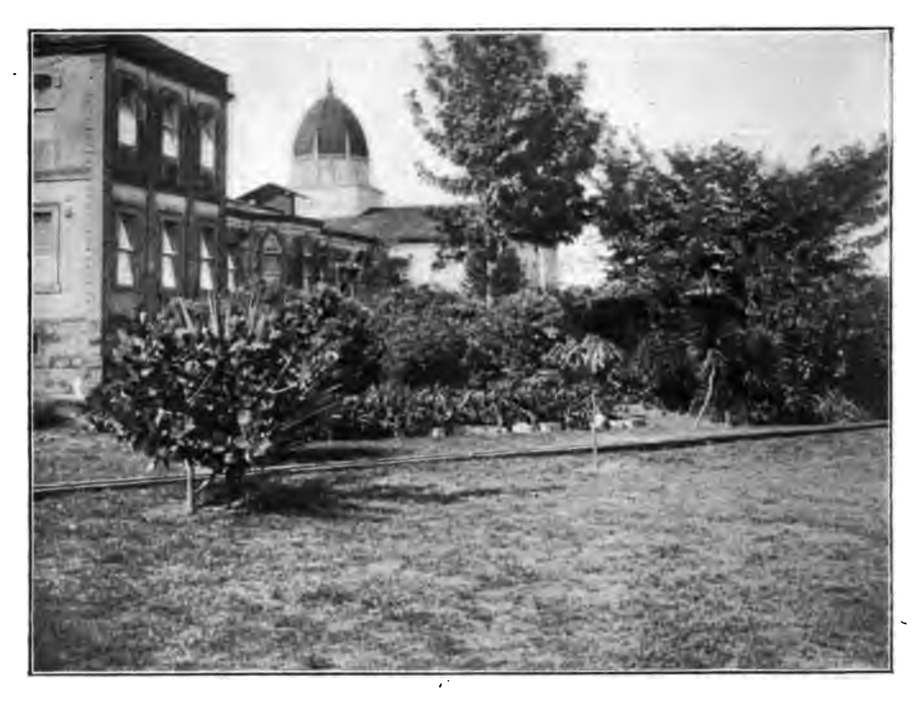


Fig. 78. Moderner Seitenflügel des Asilo Chapui in San José.

Schließlich treten wir über eine Freitreppe von Stein in die offenstehende Halle des Hauptgebäudes, welches von weitem an das Schwetzinger Lustschloß, jenes barocke Juwel, erinnert. Da niemand zu sehen ist, mehrere Türen jedoch offen stehen, so schaue ich mich neugierig um, bis ich zuletzt in einem elegant eingerichteten Raum einen Herrn entdecke, welcher mittels eines großen Federkiels einen eifrigen Kampf gegen

große Stöße Papier führt, welche sich auf einem kunstvoll gearbeiteten Schreibtisch vor ihm ausbreiten. Mein Instinkt ließ mich sofort erraten, daß nur ein Mediziner einer derartigen Schreiberei fähig ist. Ich raffte mich daher zu einem ehrfurchtsvollen Kratzfuß auf, und da die anderen Kollegen in San José englisch mit mir gesprochen hatten, so kleidete ich meinen Wunsch die Anstalt zu besichtigen, ebenfalls in das Idiom des großen William. Die nicht mißzuverstehende Verlegenheitshaltung des Angeredeten bezeugt aber nur zu deutlich, daß er der englischen Sprache nicht mächtig ist. Ein Engel ging lautlos durchs Zimmer. Schon dachte ich an einen ehrenvollen Rückzug, da traf mein Blick zufällig das berühmte Bild des großen Nervenarztes Charcot in der Salpetrière, was mir den Gedanken eingab, französisch zu sprechen. Nun kam Leben in die Unterhaltung, wenigstens von Seite meines Kollegen, denn ein solcher war er, mit dem Unterschied, daß er viel besser sprach als ich. Da er weder meinen Namen noch ich den seinen verstanden hatte, so glaubte ich es mit einem älteren Assistenten zu tun zu haben, bis ich hörte, daß es Dr. Prestinary sei, also der Direktor in ipsissima persona. Nun hatte ich von ihm schon so viel rühmenswertes gehört, unter anderem auch, daß er in Deutschland studiert habe und sobald ich mich daran erinnerte, versuchte ich es nach all diesem much ado about nothing mit meiner Muttersprache und siehe da, sie floß auch von seinen Lippen in tadelloser Form. Wie drückten wir uns aber erst die Hand, als wir erfuhren, daß Alt-Heidelberg unsere gemeinsame Alma mater war! Da verflog mit einem Male wie eine Phantasmagorie der ganze Zauber des wundersamen Milieus und vor die Seele trat plötzlich der liebe alte Fleck am Neckar mit seinen engen krummen Gassen, seinen Erinnerungen an die Streiche der unvergeßlichen goldenen Jugend, an die holdseligen Blau-

äugelein, Gott segne sie! seine unvergleichlichen Philister und seine ewig jungen Professoren, deren edelmütige Nachsicht mit uns Schwerenötern von anno dazumal mich noch heute in dankbares Erstaunen versetzt. Wie ein Sesam tu Dich auf, so erschloß die Zauberformel Heidelberg unsere Herzen. Ach, es liegt doch etwas wundersames darin, Heidelberger Student gewesen zu sein. Definieren läßt es sich nicht, aber wenn spätere Generationen dieses eigentümliche Je ne sais quoi einmal nicht mehr zu empfinden imstande wären, dann gute Nacht Deutschland. Die Bedeutung Heidelbergs nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze zivilisierte Welt ist mir immer als sehr hoch erschienen, aber nie habe ich die Größe der Stadt, deren einzig schöne Schloßruine wie eine ewige Mahnung an Einigkeit über ihr ragt, so intensiv empfunden, als in dieser Stunde angesichts der Vulkane der Kordilleren, inmitten eines Zaubergartens auf diesem weltentrückten Fleck, Arm in Arm mit einem Kommilitionen, der mir noch vor einigen Minuten ein Fremder war und an welchem ich auf ein Haar meine satirischen Neigungen erprobt hätte. Wie groß immer der Zauber deutschen Universitätslebens sei, wie viel mehr wiegt noch der Einfluß der Männer, welche der Wissenschaft neue Bahnen weisen und die ihr edles Evangelium durch ihre begeisterten Apostel über die Weltmeere senden, um die große Saat bis in die entferntesten Winkel der Erde zu tragen.

Und daß der vornehme Costa Ricaner seiner wissenschaftlichen Heimat in Deutschland alle Ehre macht, das ließ schon ein Blick in die Krankenräume ersehen. Alles hoch, luftig und solid, reinlich und dem Auge gefällig. Die Einzelzellen weisen raffinierte Vorsichtsmaßregeln zum Schutz der unglücklichen Geistesgestörten auf. Die Zwangsjacke wird so gut wie gar nicht angewandt. Fast alle Patienten

sind im Freien. Das Bestreben, jedem einzelnen eine besondere, ihm kongeniale Beschäftigung zuzuweisen, leuchtet überall hindurch. In besonderen gartenähnlichen Höfen befinden sich Papageien und Affen, mit welchen besonders geartete Kranke sich die Zeit angenehm vertreiben dürfen. Spiele aller Art und unschuldige Sportübungen werden in bewunderungswürdiger Weise angeregt und von den sich im Hintergrunde haltenden Wärtern kontrolliert. Ja, sogar Musikinstrumente stehen den Kranken zur Verfügung. In einem dieser Gärten lag ein Dutzend Melancholiker auf dem Rasen wie leblose Puppen. Die Wärter saßen statuengleich auf einer durch Bäume halbverdeckten Steinbank. Über allen Wipfeln ist Ruh! Nur über die Mauern dringen neugierig die Rosenzweige und wecken das Gefühl, als wäre man in das Antichambre von Dornröschens Majestät gedrungen. Prestinary lächelte als ich ihm von meinem Eindruck sprach. Ich weiß nicht, war es ein Lächeln der Freude oder des Mitleids, daß ich es nicht unterlassen konnte, auch in diese ernste Atmosphäre einen Hauch deutscher Schwärmerei zu tragen. Sollte das Letztere der Fall sein, so sei es ihm hiermit verziehen.

Die sorgliche Hand Prestinarys ist auch in den großen Gärten nicht zu verkennen. Sein ganzes Bestreben ist ja darauf gerichtet andere zu erfreuen. Da er ein ausgezeichneter Botaniker ist, so dienen seine Anpflanzungen vielen Amateuren zu genußreicher Belehrung. Trotz des einheimischen Pflanzenreichtums sinnt er immer noch auf weitere Ausschmückung seines märchenhaften Reiches und so finden wir Cedern vom Libanon neben Palmen von Jamaica und last but not least deutsche Eichen, welche vom Blumenschmidt in Erfurt stammen. Es ist höchst interessant zu beobachten, wie die deutsche Eiche, in die Tropen versetzt,

reagiert. Ihre Blätter werden hellgrün und zeigen eine unendlich zarte Struktur, aber ein Baum wird nicht daraus, sondern nur ein ganz prächtiger hoher Busch. Es ist, als wäre das Symbol knorriger deutscher Urkraft in dieser verweichlichenden Atmosphäre verweiblicht worden. Wie viel gibt einem eine derartige Beobachtung zu denken! Sollen wir es nicht der deutschen Scholle zu Dank wissen, daß sie den Knorren zum Riesen erstehen läßt, statt ihn in Schönheit zum Zwerg zu verkrüppeln?

Einige Privatzimmer der Anstalt sind mit dem größten Komfort ausgestattet. Ein jedes enthält ein in den Boden eingelassenes Marmorbad, wie es unsere großen Luxusbäder nicht eleganter aufweisen.

Nichts erinnert an die rücksichtslosen Gewaltprozeduren, wie sie den mittelalterlichen Tendenzen mancher Länder noch heute entspringen; nein, alles atmet Humanität und hingebende Liebe zu den Opfern der allertragischsten Form menschlichsten Verhängnisses.

Skizzenhaft wie diese Eindrücke sind, so beweisen sie doch, daß das sanitäre Geschick Costa Ricas in guten Händen ruht. Es scheint mir ein glücklicher Umstand zu sein, daß das kleine Staatswesen sich noch nicht zur Gründung einer Landesuniversität aufgeschwungen hat, denn dadurch wurden seine besten Söhne dazu veranlaßt, in Europa zu studieren. Es existiert zwar eine medizinische Fakultät, welche aus der Mitte der Ärzte gewählt wird und als Prüfungskommission bei der Erteilung der Approbation fungiert. Sie gibt eine Monatsschrift heraus, genannt „Gaceta medica de Costa Rica, Revista mensual, organo de la faculdad de medicina de la Republica“, welche interessante wissenschaftliche Aufsätze enthält.

Der Gesundheitszustand in San José, wie es bei dem

milden und beständigen Klima (es herrscht ein ewiger Juni und die Temperatur steigt selten über 70° F.) wohl verständlich erscheint, ist übrigens beneidenswert. Krankheiten der Atmungsorgane sind beinahe unbekannt. So ist dieser paradiesische Fleck ein geradezu idealer Luftkurort. Blickt man den verschiedenen Volksklassen auf der Straße ins Antlitz, so begegnet man lauter fröhlichen Gesichtern, als ob die braven Bürger ihr Wohlbefinden so recht zur Schau tragen wollten. Der einzige Übelstand, der mir auffiel, ist der Mangel an Trinkwasser, welchem die häufigen Typhuserkrankungen zur Last fallen.

Zwischen April und November beginnt auf der karaibischen Seite die Regenzeit, während welcher die gesamte Vegetation frisch und grün bleibt, während die pacifische Seite während derselben Periode die Blätter bräunlich erscheinen läßt. Das Verhältnis ist sonst dasselbe wie in Jamaica. Während dieser Periode werden die Typhusfälle häufiger.

Die Schulen in San José, besonders die Hochschule, Liceo genannt, sind vortrefflich. Das letztere ist in einem der schönsten öffentlichen Gebäude der Stadt untergebracht. Es ist ausschließlich für das männliche Geschlecht. Für Mädchen existiert ebenfalls ein der amerikanischen Hochschule nachgebildetes Institut. Es ist charakteristisch, daß der frühere Präsident, Iglesias, sich rühmen durfte, daß Costa Rica mehr Schulmeister unterhalte, denn Soldaten.

Die Umgebung von San José ist ideal schön. Wie schon angedeutet liegt die Stadt auf einer Anhöhe inmitten einer fruchtbaren Hochebene, die in weitem Umkreise von hohen Bergen umgeben ist. Dieselben sind sämtlich vulkanisch und einige davon beständig aktiv. Der Irazú ist der schönste dieser Höhenzüge, aber auch zugleich der, welcher sich am heftigsten räuspert. Er hat mehrere Krater. Von seiner Spitze

12*

kann man beide Weltmeere zugleich erblicken. Die Aussicht von den Bergen ist überhaupt einzig. Überall liebliche Täler mit blühenden Kaffeepflanzungen, grünenden Wiesen, braunem Ackerland, von früchtestrotzenden Bäumen beschattet. Kein Fabrikschornstein entweiht diese herzerfrischende Szenerie,



Fig. 79. Straße in Puntarenas am Stillen Ozean.

denn Costa Rica ist wirklich noch eine arkadische Oase im wahren Sinne des Wortes und die Auswüchse moderner Industrie haben ihren keuschen, pastoralen Charakter noch nicht entheiligt. Im Busch da oben lauern weder Tigertiere noch giftige Schlangen, höchstens zwickt einem einmal ein Insekt, welches einem kleinen Hirschhornkäfer gleicht, in den Stiefelabsatz.

Wir folgen den Windungen der alten Heerstraße, welche seit vielen Jahren nach der Stadt Puntarenas am Stillen

Ozean führt. Sie ist heute noch viel mit Ochsenchariots befahren. Die pacifische Seite der Bergkette ist weniger wild und zerrissen als die karaibische. Immerhin war es eine schwierige Aufgabe, eine Bahn nach dem Stillen Ozean (Ferrocarril al Pacifico) zu bauen. Vor neun Jahren über-



Fig. 80. Die Stahlbrücke der Pacifischen Eisenbahn über den Rio Grande bei San José.

nahm es ein genialer amerikanischer Ingenieur, dieselbe um drei Millionen Golddollars herzustellen. Mit Hilfe eingeborener Ingenieure gelang es, die Bahn bis nach dem Dorfe Santa Domingo, welches nur zwanzig englische Meilen vom Stillen Ozean entfernt liegt, zu vollenden. Die Regierung nahm es nun allein auf sich, die unvollendete Strecke auszubauen, was wohl noch im Laufe dieses Jahres zur Tatsache werden wird. Mittlerweile erfreut sich der fertig gestellte Teil eines regen Verkehrs. Die Haupthindernisse, welche

sich der technischen Ausführung entgegenstellen, bestehen in dem Vorhandensein so vieler reißender Flüsse und tiefer Schluchten, welche einerseits die Konstruktion zahlloser Brücken und andererseits die Durchschneidung erhöhten Terrains — oft bis 100 Fuß Höhe — erheischen. Die Krone



Fig. 81. Blick auf San José vom Nationalpark aus.

des Ganzen bildet die ca. 450 Fuß lange und mehr als 300 Fuß hohe Stahlbrücke über den Rio Grande.

In vielen Krümmungen senkt sich das Bahnbett zwischen den Aguacate-Bergen und folgt nun den Windungen des Flusses nach Westen zu. Auch hier kommt es zur Regenzeit häufig zu Erdrutschen, welche übrigens noch nie ein Menschenleben kosteten.

Wenn die Bahn den Gipfel der Aguacate-Bergkette erklommen hat, so bietet sich dem Auge ein herrlicher Ausblick auf die Dörfer Matro und San Domingo unten im Tal,

und auf das Flachland, dessen Hintergrund der blaue Golf von Nicoya bildet. Auf länglicher Landzunge erkennt man Puntarenas mit seinem Kranze von Schiffen aller Nationen.

Der Sonntagnachmittag gibt uns eine günstige Gelegenheit, das Leben und Treiben der fröhlichen Einwohner von San José zu beobachten. Der Nationalpark, welcher in unmittelbarer Nähe der Bahnstation gelegen ist, ist das Buen Retiro der Liebespärchen. Wir hielten uns deshalb nicht lange dort auf, um nicht als Störenfriede zu fungieren. In der Mitte dieses von Palmen, Tannen und blühendem Buschwerk durchzogenen Platzes steht ein großes Monument, welches in zwar künstlerisch-allegorischer, aber völlig unwahrer Weise den Sieg der Costa Ricaner über die Vereinigten Staaten darstellt. Nun, wir können das ja am Ende ertragen.

Der Rundblick, welchen man von diesem hoch gelegenen Park aus über die Stadt genießt, ist prächtig.

Die sportlustige Welt von San José beobachtet man in der sogenannten Havanna, einem großen Wiesengelände, welches von prachtvollen Baumgruppen durchzogen ist und sich etwa eine Meile von der Stadt bis an den Fuß der Berge hindehnt. Da sieht man muntere Knaben und Mädchen dem flinken und gefährlichen Fußballspiel fröhnen, während die Älteren dem Golf und Croquet huldigen. Für die liebe Jugend ist außerdem durch Vogelstechen und Schießstände gesorgt, wie beim Canstatter Volksfest. Unter einer Baumgruppe pflanzen sich die Batterien der Marketender auf und halten allerlei Labetrunke feil.

Auf der Landstraße begegnen wir einem Trupp von Peons (Arbeitern), welche sonntäglich gekleidet sind, aber trotzdem sämtlich barfuß gehen. Sie sind alle sehr fröhlich, ein wenig zu laut, aber doch in keiner Weise unangenehm

oder gar obscön. Jeder trägt um die magere Hüfte eine Machete, dem Säbel für alles, mit welchem man umhaut und auch einmal um sich haut. Das Letztere geschieht hier allerdings sehr selten, denn wenn die Ticos, wie der Spitzname der Costa Ricaner lautet im Gegensatz zu den Nicos (den Nicaraguanern) auch die fürchterlichsten Drohungen gegeneinander ausstoßen, wobei sie einen außerordentlichen Wortschatz an den Tag legen, so kommt es doch noch lange nicht zu schlagender Beweisführung. Wenn man ihnen zuhört und die Tonfärbung ihrer Ausrufe in Einklang mit ihren drohenden Gestikulationen bringt, so denkt man, es würde nun zu einer Szene kommen, gegen welche der Schluß des zweiten Aktes in den Meistersingern nur ein Kinderspiel wäre. Aber im nächsten Augenblick lachen die Kombattanten sich wieder kokett an, hüpfen und wedeln umeinander herum und schlagen sich freundschaftlich auf die Schultern oder andere prominente Körperteile. Damit ist die Sache erledigt. Ich mußte unwillkürlich an die lebhaften Bewohner der „Fröhlich Palz, Gott erhalt's!“ denken, welche die Gewohnheit des lauten Denkens in ungewöhnlichem Maße entwickelt haben. Kommt man da im Garten Deutschlands des Sonntag Nachmittags in eine Wirtschaft, so wird man von einer Stimmenbrandung umrauscht, daß man in eine solenne Prügelei geraten zu sein scheint. Erst wenn man sich einigermaßen in dem Höllenbreughel orientiert hat, findet man, daß sich die Leute gegenseitig politische Zustände, womöglich gar die Bibel auslegen und gar nicht daran denken, sich auch nur ein Härchen zu krümmen. Darum nennt man sie auch die „Pfälzer Krischer“. Und dabei sind sie die gutherzigsten Menschen von der Welt. Die Ticos sind die Pfälzer der Kordilleren.

Sehr komisch erschien mir einer dieser jungen Peons, welcher auf einem Mulus einhersprengte, einen prächtigen

Sombrero auf sein schwarzes Lockenhaar gedrückt, einen Lasso um die Hüften und große altmodische Rittersporen um die Knöchel, aber nicht etwa um schneidige Reiterstiefel, sondern um das höchsteigne Fell in kunstvollen Schleifen geschnürt. Ein barfußer Ritter mit rasselnden Sporen!

Man sieht wohl auch den Herrn Landbürgermeister im Bratenrock, aber barfuß, nach San José wandern und denkt, daß er ein dürftiges Dasein auf seiner stillen Hacienda führt. Aber da irrt man sich oft gewaltig. Viele dieser flitterver-





a. Götzenbilder. b. Opfermesser aus Feuerstein.

Fig. 82. Aus alten Indianergräbern in Costa Rica.

achtenden Naturkinder besitzen ein Vermögen von über hunderttausend Golddollars.

In der städtischen Arena fand am Sonntag Nachmittag ein Stiergefecht statt; ich lehnte es jedoch ab, mich daran zu ergötzen. Ich kann es nicht begreifen, warum so gutherzige Menschen, wie die Bewohner von San José es sind, an so grausamen Spielen Gefallen finden können. Das ist eben noch ein Stück spanischer Adam, das sie nicht ausmerzen können. Wir zogen es vor, durch die Straßen zu schlendern und uns einige Auslagen anzusehen, von denen

uns ausgestopfte Tiere und die Feuersteinmesser nebst uralten Götzenbildern aus Sandstein, welche man in Indianergräbern vorfand, am meisten interessierten. Gern hätte ich eines erstanden, die besseren aber waren mir zu teuer und die billigen so kunstlos, daß ich mir aus einem beliebigen Pflasterstein selbst eines hätte aushauen können.

Mit Wohlgefallen traten wir in die Buchhandlung von Antonio Lehmann, welcher sich im Glanze seines andalusischen Vornamens schließlich als ein biederer Schwabe entpuppte, welcher uns seine Diminutiva im unverfälschten Idiom seiner schönen Heimat kredenzte. Man kann doch in kein fremdländisches Nest kommen, ohne über einen Schwaben zu stolpern. Herr Lehmann ist übrigens ein trefflicher Librarius und hat es in der Tico-Residenz zu großem Wohlstand und Ansehen gebracht.

Die Apotheken von Costa Rica ähneln den deutschen Landapotheken. Der Besitzer eines dieser Gesundungstempel war so liebenswürdig, mir mit einem Wortgemisch von Englisch und Französisch mehrere Eigentümlichkeiten seiner zum Teil selbst eingeheimsten Präparate zu erklären.

Costa Rica birgt nämlich wertvolle Medikamente, u. a. Belladonna, Papaya (siehe in Fig. 75), Manna, Coloquinten, Jalapa, Castoria, Croton, Ipecacuanha, Sassaparilla, Sabadilla und Condurango hervor. Um meine Dankbarkeit zu zeigen, wollte ich den freundlichen Pillendreher in Nahrung setzen, mit echt spanischer Grandezza aber verweigerte er meine Bezahlung. In San José scheint man überhaupt an der Schenkungssucht zu leiden, und mit Rührung gedenke ich der vielen Schenkungen, welche meinem Söhnchen dort zu Teil wurden. Jeder dieser lieben Leute wollte einem eine Freude machen.

Am Abend widerfuhr mir die Ehre des Besuches von

Herrn Merry, des amerikanischen Gesandten von Costa Rica und Nicaragua nebst dem Herrn Legationssekretär. Veranlaßt durch die Liebenswürdigkeit des deutschen Botschafters Freiherrn von Sternburg hatte Präsident Roosevelt die Güte gehabt, seine Vertreter in San José und Panama telegraphisch anzuweisen, meine Studien und Beobachtungen bestmöglichst zu fördern. Meine Kollegen hatten dies aber schon so ausreichend besorgt, daß es dieses Vorzugs in San José nicht mehr bedurfte, so daß mir weiter nichts mehr übrig blieb, als mich herzlich zu bedanken.

Die amerikanische Gesandtschaft in San José repräsentiert einen sehr wichtigen Posten, welcher an Bedeutung wächst, je näher die Vollendung des benachbarten Panamakanals rückt.

Am Abend begaben wir uns in den Park vor der Kathedrale, wo die Militärmusik inmitten spazierender Gruppen konzertierte. Wir ließen uns auf einer Steinbank nieder um zuzuhören; ich begann jedoch, da ich mir meinen Überzieher hatte abschwatzen lassen, zu frösteln, so daß wir einen frühen Rückzug antreten mußten.

Mit Ausnahme von Barranquilla hatten wir nirgendwo unter der Unkenntnis der spanischen Sprache bis jetzt zu leiden gehabt. Im Hotel von San José aber kamen wir mehrmals in Verlegenheit. Mit der Zimmerbedienung konnten wir uns nur unter Bewaffnung mit dem Wörterbuch auseinandersetzen, bis ich einen Hausknecht entdeckte, welcher französisch sprach, da er früher bei Franzosen gedient hatte. Durch dieses unästhetische Medium gelang es mir, kleine Aufmerksamkeiten zu erhaschen, auf welche wir sonst hätten verzichten müssen. Aber im Speisesaal hatte der Knecht des Hauses keinen Zutritt und die Kellner sprachen nur ihre eigene Muttersprache. Von den Besitzern des Hotels radebrechte

der eine einige Brocken Englisch und so oft ich seiner habhaft werden konnte, pumpte ich ihn nach Art eines Interviewers über alle möglichen städtischen Angelegenheiten aus. Da der Arme stets eines längeren Denkmanövers bedurfte, um seine Antwort ins Englische zu kleiden, so gefiel ihm mein Verfahren gar übel und in der Folge verschwand er mit Windeseile, sobald meine Nasenspitze um die Ecke sichtbar wurde. Nun war ich durch meine ungeziemende Neugier, wie sie eben einmal der Zunft der Bücherschreiber eigen ist, schön in mein eigenes Element, die Dinte, geraten. Aber mein Vertrauen, daß es mir im Lande der Ticos nicht mangeln würde, konnte auch dadurch nicht verbittert werden. Entschlossen hatten wir uns des morgens zum Kaffee niedergesetzt. Der Mundschenk trat unaufgefordert mit einem Ungeheuer von kühnschnäbliger Kaffeekanne auf uns zu und goß den duftenden braunen Saft in die Tassen. Dazu reichte man uns ein Fragment gelber Butter und einige Brotschnitte. Verwöhnt von dem reichen Frühstücksprogramm des Dampfers genügte uns dieses homoeopathische Mahl nicht. Im Nu hatten wir dasselbe in unserem Innern verwahrt, welches noch weitere Zufuhr verlangte. Wir einigten uns auf weichgekochte Eier, aber, beim Vater Zeus, wie sollte ich die bestellen? Da fiel mir meines großen Lehrers Virchow Lehrsatz: „Omne ex ovo“ ein und geschwind setzte ich das ovo in ovos, einem sehr eigenmächtigen spanischen Plural um, und hob meine Finger zum Ausdruck der gewünschten Zahl in die Höhe. Der Ganymed nickte verständnisvoll und brachte auch in der Tat das Gewünschte, was ich mit großem Triumpfe konstatierte, denn meine Familie hatte in die Reellität meiner Bestellung ein beleidigendes Mißtrauen gesetzt. Die Eier waren allerdings nicht weich gekocht, einfach deshalb, weil Virchow für diesen Zustand leider kein passendes Axiom vorausempfunden hatte.

Ich ersah später, das Eier im Spanischen „Huevos“ heißen, daß ich also eines großen sprachlichen Fehlers zu zeihen war; die letzte Silbe aber hatte den Nürnberger Trichter des Kellners geöffnet. Da ging es mir doch besser als meinem Freund, einen hohen amerikanischen Sanitätsbeamten, welcher auf einer seiner Studienreisen in eine deutsche Provinzialstadt verschlagen wurde. In einem dortigen Gasthaus wollte er ebenfalls einige weichgekochte Eier zum Frühstück verzehren und da der Kellner nicht englisch und er nicht deutsch sprechen konnte, so verlegte er sich auf die Zeichensprache. Indem er zwei Finger in die Höhe hielt, wollte er die Zahl der gewünschten Subsistenzmittel andeuten, während ein künstlerisch herausgeschmettertes Gackern den Heimatschein des Gewünschten verraten sollte. Dem Kellner grausets, er eilet geschwind — in die Küche, welche sich verstohlen auftut und eine Reihe neugieriger Gesichter zum Vorschein kommen läßt. Es vergehen Minuten, die Eier kommen nicht. Dem hungrigen Medikus wird es schwül, ungeduldig erhebt er sich zuletzt, aber da kommt der Kellner herbeigestürzt und drückt ihn mit großer Gewalt in seinen Sessel hinein. Endlich öffnet sich die Küchentür weit und herein tritt die Göttin des Kochlöffels, eine große Terrine emporhebend, auf welcher zwei wohlgebratene Gockelhähne lagerten. Der Gast hatte zwei Eier gemeint, der Kellner aber zwei Hähne verstanden und bestand auf der Bezahlung derselben. Was blieb dem braven Yankee übrig? Er zahlte, kehrte aber Mittags und Abends wieder und ließ sich dann jedesmal eine große Portion Hahnbraten servieren.

Des Abends bekamen wir Durst nach Bier, was ja bei einem alten Studenten keine besonders merkwürdige Erscheinung ist. Wiederum will uns das vermaledeite spanische Wort dafür nicht einfallen. Der Kellner zuckt fortwährend seine

windigen Achseln und erriet meinen Durst nicht. Da kam mir der Gedanke, ein leeres Trinkglas zu erfassen, es mit Inbrunst an die Lippen zu führen und dabei „alemanno“ (Deutsch) zu sagen. Der Hallunke grinst verständnisinnig und verschwindet. Mein Gespons setzt ihren höhnischen Glossen die Krone auf, indem sie behauptet: „Jetzt bringt er Dir eine Schüssel Sauerkraut mit Frankfurtern.“ Ich aber bleibe in meinem Vertrauen unerschütterlich und strafe meine Zweiflerin, indem ich ihr ein Glas schäumenden Münchner Löwenbräus vorsetzte, welches der Kellner verständnisvoll kredenzte. Und bei dem einen Glas ist es, Gott verzeihe mir die Sünde, nicht geblieben, trotzdem der Genuß durch den fabelhaften Preis beeinträchtigt wurde.

Am Montag Vormittag schlug die Scheidestunde. Unsere neuen Freunde gaben uns das Geleit zum Bahnhof, wo wir eine große Menschenmenge vorfanden, welche alle zum Abschiednehmen erschienen waren, so daß auf einen Passagier etwa sechs Leidtragende kamen. Es scheint eine Sitte oder vielmehr Unsitte in Costa Rica zu sein, das Abschiednehmen auf das gründlichste zu besorgen. Und zwar kommt, was da einigermaßen kreuchen kann, in den Salonwagen herein, drängt alle menschlichen Hindernisse mit beispielloser Nonchalance zur Seite und drückt, tätschelt, klopft und schmatzt das abfahrende Individuum energisch ab. Dieser Aktus kommt einer gediegenen Massagebehandlung gleich. Wer Hühneraugen hat, entfliehe nur schleunigst in eine stille Ecke, weit vom Schuß, sonst gnade ihm Gott in dem allgemeinen Getrampel und Gewinde. Ich halte meinen Platz am Aussichtsanhängsel des Wagens mit eiserner Faust, Weiber und Kinder umbranden meine Knie, wie der Ozean das Kap der guten Hoffnung; ich werde bei einem erneuten Anprall in allerlei Winkelstellungen gedrängt, verteidige aber meinen

Sitz mit Nachdruck und bemühe mich, meine Beharrlichkeit durch ein erkünsteltes menschenfreundliches Lächeln zu maskieren. So egoistisch ist der Mensch nun eben einmal. Ich muß aber zu meiner Entschuldigung hinzufügen, daß ich es vor allen Dingen für die Meinen tat. Endlich öffnet sich der Zwinger und die Gewaltskußbolde verlassen den Kampfplatz. Noch ein Schmatzen par distance, ein heftiges Gestikulieren sämtlicher im Fensterrahmen sichtbaren Muskel und der Zug fährt aus der Halle hinaus in das herrliche Gelände hinein. Von den Bergen weht eine erfrischende Brise, in welcher sich der Leib wie in einem Bade erfrischt fühlt. Noch ein Blick auf die Türme der herrlichen Stadt und der schöne Traum ist ausgeträumt. Die Franzosen nennen die kleine westindische Insel Martinique „Le pays du revenant". Ich möchte San José die Stadt nennen, in welche der, welcher sie einmal gesehen, immer wieder zurückzukehren wünscht. Es geht einem unwillkürlich wie den Lotophagen. Ein sprechendes Beispiel davon war die Tatsache, daß mein getreuer Begleiter Dr. Wilson so entzückt von der Phäakenstadt war, daß er beschloß, seine Praxis in Canada aufzugeben und sich in San José niederzulassen.

Unser Wagenzug und speziell mein Wagen sind überfüllt und wir schrumpfen in uns zusammen gleich Sardinen in ihrer Büchse. Die Schönheit der Gegend und die erfrischende Luft läßt uns aber die drangvoll fürchterliche Enge vergessen.

Wir streben nun bergauf gegen Cartago zu, aber die Lokomotive beginnt zu striken. Ihr Stempel fliegt hin und her, aber die Räder bewegen sich nicht. Wir fahren rückwärts und nehmen einen neuen Anlauf, aber die stark besetzten Wagen gehorchen nicht. Erst nach einem fünfmaligen Anlauf, während dessen wir wie Äpfel im Winde aneinander-

geschleudert werden, gelingt es die Anhöhe zu nehmen. Wir atmen auf, denn schon hatte sich das drohende Gespenst der Verfehlung des Dampfers vor uns erhoben.

In Cartago verläßt uns ein großer Teil der Passagiere, so daß wir es uns bequem machen können. Nun geht es wieder abwärts, dem Meere zu. In nächster Nähe von Cartago halten wir an einer kleinen Station, inmitten einer unabsehbaren Anpflanzung von Kaffeebäumen. Fast gleichzeitig mit dem Zug sprengte ein etwa achtzehnjähriger frischer schneidiger Fant bis dicht an unseren Wagen — Stationsbeamte gab es dort nicht — band seinen Fuchs an eine Telegraphenstange und schwang sich über die Brüstung und unsere Knie ebenso respektwidrig als elegant hinweg, um in das Innere des Wagens zu eilen, wo ein paar reizende Jungfräulein seiner bereits harrten und ihm verschämt in die Arme fielen. Er busselte die Schönheiten derart ab, daß den Passagieren das Wasser im Munde zusammenlief. Als der Zug sich anschickte die Station zu verlassen, fuhr er keck eine Weile mit, sprang dann mit einem Salto mortale ab, warf sich auf sein Pferd und holte den Zug bald ein. Hinter ihm erschienen auf einmal zwei bildhübsche Mädchen hoch zu Roß und nahmen an dem Wettlauf Teil. Das Geschick, mit dem sie ihre Pferde meisterten, war einfach bewunderungswürdig und der Gesamtanblick geradezu prächtig, wie diese drei Naturmenschen neben uns hersprengten. Die im Innern des Wagens verstauten Cousinen johlten natürlich zum Fenster hinaus, bis plötzlich das verschlossene Eingangstor zu einer großen Hacienda dem Weitergaloppieren zu unserem Bedauern ein Ziel setzte.

Die jungen Damen hatten sich zu einem flüchtigen Rendezvous am Bahnhof verabredet; da der Begriff Pünktlichkeit beim schönen Geschlecht einen wunden Punkt bedeutet, so

waren die Landpomeranzen zu spät gekommen und hatten ihrem Bruder die Begrüßungen und Abschiedszeremonien allein überlassen. Wie gründlich er sich dieser Pflicht entledigt, dessen waren wir fröhliche Zeugen.



Fig. 83. Im Bannkreis der Krokodile an einer Krümmung des Reventazon.

Am Bahnhof von Turrialba begrüßte uns der liebe Vater Bellut noch einmal. Er verpflichtete uns von neuem, indem er einen alten Plattdeutschen, welcher die Aufsicht über einen Teil unserer Bahnstrecke führt, ersuchte, uns die Stelle am Reventazon zu zeigen, wo sich seit 14 Jahren ein Krokodilpaar täglich von der Mittagssonne bescheinen läßt. Leider hatten wir es auf dem Hinaufweg übersehen.

Unser Landsmann aus dem Milieu Fritz Reuters war übrigens ein kolossaler Flegel. Er räusperte sich wie ein Nilpferd, spuckte wie ein Felsengebirgyankee, rauchte eine entsetzliche Zigarre und antwortete auf die höflichsten Fragen in sehr mürrischer Weise. Wenn er uns durch die Krokodile nicht so zu sagen am Gängelband geführt hätte, so würde ich ihm gezeigt haben, daß die deutsche Grobheit nicht sein ureigenstes Prärogativ war. Vielleicht hätten wir uns durch Reziprozität seinen Respekt erworben, wie es ja einmal in dieser unvollkommenen Welt zuweilen opportun ist. Endlich lösten wir uns aus seinem Bann, als er mit seinem schmutzigen knöchernen Zeigefinger auf eine Sandbank deutete, welche am Ausfluß eines großen Baches in den Reventazon in den letzteren hineinragte. Es waren große Tiere, welche leblos auf dem grauen Sande ausgestreckt waren. Die Farbe dieser Saurier war der des Sandes so ähnlich, daß man ganz gut begreift, wie man sie für eine alte Stein- oder Holzmasse halten kann, wenn man nicht sehr vorsichtig ihrem Dunstkreis zuschreitet. Wir wunderten uns darüber, daß man auf diese Schuppentiere nicht Jagd gemacht hatte, es schien aber, als ob das Landvolk aus einer Art heiliger Scheu sie nicht anrühren wollte. An einem Strauch bemerken wir ganz in der Nähe dieser ungemütlichen Gesellen einen prächtigen Leguan, der sich offenbar vor dem Gevatter Kaiman nicht fürchtete.

In einem weiter unten gelegenen breiten Flußbecken sehen wir aus dem Fluß merkwürdig geformtes Gestein hervorragen, welches von Reihern und Pelikanen bunt besetzt ist. Über der entgegengesetzten Bergwand kreist ein Kondor. Ein unheimlich farbenprächtiges, tropisches Stillleben, des Pinsels eines Rubens würdig.

Auf halber Bergeshöhe hielten wir inmitten einer großartigen Natur eine 20 Minuten dauernde Mittagspause. Das Mahl war frugal, aber gut und billig, die Bedienung sauber und zuvorkommend. Der Tropenwald empfängt uns nun mehr und mehr mit seiner düsteren Größe, und je näher wir der



Fig. 84. Krokodil-Siesta.

Ebene rücken, desto gigantischer steigt vor uns die ungeheure Masse der Kordillerenkette empor. Die Frische der Berge erstirbt, Palmen, Schlingpflanzen und Bananenfelder, welche wie Riesenlilien das fruchtbare Land überschatten, künden das Flachland an. Die Sonne sendet versengende Strahlen auf unsere schlecht geschützte Wanderveranda und unser alter Gefährte, der Durst, klopft gewaltig an unsere Kehlen. Im Vorüberfahren gewahren wir ein Gasthaus „Zur guten Hoffnung“, aber unsere Hoffnung, daß wir in der Nähe anhalten,

bewährt sich nicht. So dursten wir eben wie die Ritter Barbarossas, die sich nach Uhland den Trunk abgetan, bis wir, schwarz wie die Schornsteinfeger vom Kohlenstaub, beim Prinzen Joachim anhalten.

Wir schreiten vorsichtig über den Pier um nicht unversehens auf eine Schlange zu treten, welche sich unter der Masse von Bananenblättern bergen mochte, die beim Einladen der Bananen abfielen. Kaum sind wir mit unseren Siebensachen wieder verladen, so fährt auch der Dampfer mit voller Kraft aus dem Hafen hinaus, denn am anderen Morgen sollen wir am Panamakanal sein.

Unser Kapitän war in rosiger Laune, war es ihm doch gelungen während unserer Abwesenheit 21000 Büschel der edlen Bananenfrucht in den Bauch des Schiffes zu versenken. Wie viele Mäuler sie wohl nachher gestopft haben mögen! Auch die Passagierlücken hatten sich wieder ergänzt. Da war vor allem aus Salvador ein ganzer Backfischkasten angelangt, dessen Ambition nach Paris gravitierte. Er gehörte der Aristokratie der kleinsten aber dicht bevölkertsten der fünf Republiken von Zentralamerika an, die harten, gelbbraunen Gesichtszüge der would-be-Ladies deuteten jedoch keineswegs auf eine illustre Abstammung hin, sie trugen vielmehr den ausgesprochenen Indianertypus. Auch vermißten wir die Grazie der Ticojungfrauen. Sie reisten mit uns nach New York, um von dort schon tags darauf nach der Seine abzudampfen. Ich wäre begierig, sie nach zwei Jahren wiederzusehen, wenn sie aus der Bildungsstampfmühle im Seinebabel wieder entlassen werden. Von den meisten wird es eben auch heißen:

Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gickgack wieder heim.

Ihr Benehmen war übrigens tadellos. Ihre Tugend hatte allerdings eine solide Unterlage in ihrem wackeren Chaperone, einer starken Persönlichkeit, welche trotz ihrer weiblichen Kleidung eher einem preußischen Feldwebel glich, als einer Vertreterin derer, von welchen es heißt, daß sie himmlische Rosen in unser irdisches Leben flechten und weben. Die Energie dieser schneidigen Rapunzel fand einen überzeugenden Ausdruck in dem schwarzen Schnurrbart, welcher ihren resoluten Mund überschattete. An der Seite hing ihr eine große schwarze Ledertasche, über welche sie ihre gewaltige Flosse hielt, woraus sich erraten ließ, daß sie dort ihre Schätze verwahrte. Wenn sie auf ihrem Dampferdivan thronte, ihre zwölf Küchlein um sich her gruppierend, einen großen Strickstrumpf mit langen Nadeln durchwalkte, als hätte sie einen imaginären Wolf unter den Fingern, welcher in ihre Herde fallen wollte, so hatte man ein Gefühl des Bangens für diese zarten Springinsfelde, und man dachte an den Reif in der Frühlingsnacht, der auf die zarten Blaublümelein fiel.

Im Gegensatz zu dieser wohlbehüteten Kolonie stand ein Kränzlein graziöser Jungfrauen aus dem Städtchen Olajuela in Costa Rica, welche nach Kingston konsigniert waren. Diese Schwerenöterinnen erfreuten sich in puncto Beaufsichtigung völliger Enthaltsamkeit und genossen die Freiheit in vollen Zügen. Ich will damit nicht behaupten, daß sie irgend welches Schrittlein vom geraden Wege der Züchtigkeit gegangen wären, aber sie erwiesen sich als gereifte Meisterinnen in dem hirnlosen Süßholzgeraspel, welches der Amerikaner mit dem Wort Flirt bezeichnet. Es kommt schließlich nichts dabei heraus als eine erschreckende Ebbe in den Kassen der törichten männlichen Opfer. Ein Bund fürs Leben wird selten auf dem Dampfer eingefädelt, so oft es auch dazu den Anschein hat.

In krassem Gegensatz zu dem Gebahren der Schönen der Ticos und Guanacos (Spitzname für die Salvadorianer) stand ein sonderbares Pärchen, dessen schlitzäugige Physiognomie die Abstammung vom Reiche des Himmels bekundete. Einen frecheren Schlingel als den männlichen Epigonen des wackeren Confucius erinnere ich mich kaum je gekannt zu haben. In Kingston war er mit seiner Dulcinea, die wir natürlich für seine Gattin hielten, an Bord gekommen. Diese naheliegende Annahme wurde unterstützt durch die Begleitung eines reizenden Babys, welches seiner Unruhe wegen von einer weißhaarigen Negerin beständig hin und her geschwenkt wurde, so daß es einzelne Passagiere zu lauten Verwünschungen gegen die Rabeneltern kommen ließen. Die Frau war äußerst grazil gebaut und glich mit ihrem Goldmünzenbehang an Hals,

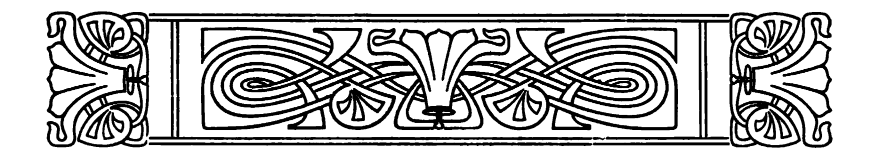


Fig. 85 Flirtbedürftige Passagiere aus Costa Rica auf dem Dampfer.

Busen und Handgelenken einem herausgeputzten Püppchen. In China mag sie gewiß als Schönheit gegolten haben. Das auffallende Pärchen girrte wie die Turteltauben und rief den Eindruck hervor als wäre ihr Honigmond in die Unendlichkeit hinein verlängert. Unangenehm berührte es nur, daß wenn das Deck vollständig bevölkert war, der Geschlitzte ostentativ eine Hundertdollarnote hervorzog, dem Kellner ein lautes Zeichen gab und Kleingeld verlangte. Nachdem er dasselbe erhalten hatte, ließ er es wie spielend durch seine dünnen welken Finger schlüpfen, so daß jeder Passagier ausreichend Gelegenheit fand, die Summe dieses Besitzes zu übersehen. Ein derartiges Protzentum ging selbst den Protzen, die wir an Bord hatten, über die Hutschnur. Auch wunderten wir uns darüber, daß weder er noch sie sich um ihren armen Wurm kümmerten, welches täglich elender wurde. Als wir uns dem Hafen von Colón näherten, hieß es plötzlich, die süße Turteltaube wäre gar nicht die Gemahlin, sondern die Tochter des Geschlitzten und der Erzeuger des Würmleins wäre ein Chinese von schlechtem Charakter, von dem sie sich habe trennen müssen. Unsere guten Seelen waren schon bereit, die Thränensäcke in rührender Sentimentalität überfließen zu lassen, als in Colón zwei liebliche Wesen aus Panama an Bord hüpften, den Sohn des Himmels gleichzeitig um den Hals faßten und mit gewaltsamer Zärtlichkeit festhielten. Die neuerdings als Tochter verschrieene Chinesin schimpfte und heulte daneben, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Das Gesicht des Chinesen war eine Studie. Er wußte jedenfalls nicht, ob er, die beiden Grazien am Busen, heulen oder lachen sollte. Einer unserer Passagiere fragte den Schelmen direkt: „Sind das auch Töchter!“ worauf er keck erwiderte: „Nein, das sind meine Cousinen“. Wie die Geschichte dieses schlitzäugigen Don Juans endete,

erfuhr ich nicht. Dagegen teilte mir ein Allwissender mit, daß derselbe in Port Limon einen Laden innegehabt habe, in welchem das Feuer ausbrach, welches vor einigen Jahren die ganze Stadt zerstörte. Er soll stark versichert gewesen sein und man soll ihm dort nichts gutes wünschen. Sapienti sat! Wie viel Stoff zu einem Roman bietet doch unsere Rundreise! Und das ist nur ein Teil davon. Was hätte ein Zola daraus machen können!





Colón (Panama).

Am Morgen des nächsten Tages gelangten wir in die Limonbai, in welcher die Stadt Colón, früher Aspinwall genannt, sich auf der Insel Manzanillo hinzieht. Im Hintergrunde erblicken wir die niedrigen Ausläufer der zentralamerikanischen Cordilleren.

Schon in San José hatte mich der amerikanische Gesandte darauf aufmerksam gemacht, daß die Quarantäne in Colón seit dem 1. Januar bedeutend verschärft worden war und daß diejenigen unserer Passagiere, welche den Dampfer verlassen wollten, unter fünftägiger Beobachtung gehalten werden müßten, bevor sie ihren Fuß ans Land setzten. Wer sich dieser fatalen Maßregel nicht unterziehen wollte, mußte an Bord bleiben. Diese Mitteilung warf einen Schleier über die mannigfachen Pläne, welche ich an die Besichtigung des Panamakanals geknüpft hatte, ich nahm mir jedoch im stillen vor, dem Fatum meine ganze Energie entgegenzuwerfen. Als wir angesichts des Eingangs in den Kanal, welcher schon jetzt den Weltwundern zuzuzählen ist, die Quarantänebeamten in ihrer gelbgeflaggten Barkasse erblickten, fing mein Herz schon an kleine Purzelbäume aufzuführen, welche durch die Versicherung des Hafenarztes, daß er meine Wünsche so viel als möglich berücksichtigen würde, einigermaßen beschwichtigt wurden. Der Grund der verschärften Wachsamkeit lag in dem

törichten Gemunkel, daß von der pacifischen Küstenseite von Costa Rica gelbes Fieber über San José eingeschleppt worden wäre, was aber bis auf den heutigen Tag noch nicht bewiesen ist, denn den Behörden in Port Limon war ja kein einziger Anhaltspunkt zu Gesicht gekommen. Bei den drakonischen Vorschriften, welche die Vernachlässigung der Anzeigepflicht für jeden Hausbesitzer in Port Limon mit hohen Geldstrafen belegen, ist eine Verheimlichung auch nicht gut durchführbar.

Veranlaßt durch das Interesse des deutschen Botschafters, Freiherrn von Sternburg, hatte Präsident Roosevelt die Güte gehabt, sowohl in San José als am Panamakanal die amerikanischen Vertreter telegraphisch anzuweisen, mir in meinen Beobachtungen behilflich zu sein. Dieser Umstand machte wohl auch bei den Schildwächtern, welche wie die Höllenhunde trotzige Aufstellung am Fallreep genommen hatten, den von mir gewünschten Eindruck und obgleich der Hafenarzt mir nach einstündiger Durchstöberung des Schiffes versicherte, daß er kein Recht habe, mir das Betreten des Festlandes zu erlauben, so schien es mir als ob er meiner eigenmächtigen Auslegung der Seuchengesetze keinen allzu schneidigen aktiven Widerstand entgegensetzen würde. Ich eilte deshalb in meine Kajüte, wappnete mich mit meinem photographischen Apparat und einer Tasche voll gewaltiger Panamataler, welche ich der wohlbedachten Fürsorge unseres trefflichen Zahlmeisters verdankte und schritt erhobenen Hauptes durch die Reihen der Zöllner das Fallreep hinunter an den Pier. Kein Mensch schien von mir die geringste Notiz zu nehmen und im Nu befand ich mich auf der Straße, aus welcher mich ein flinker Pferdelenker schnurstracks in die Stadt entführte. Ich war mir der Gefahr eventuell wegen Verletzung der Landungsgesetze von einem Gendarm der Republik Panama eingesperrt zu werden, wohl bewußt, aber im Vertrauen auf mein gutes

Glück und auf unseren großen Präsidenten machte mir diese Erwägung keine Sorgen. Es wäre ja auch komisch, daß wir Ärzte, die wir unser Leben lang tagtäglich mit ansteckenden Krankheiten zu tun haben und mit Freund Hein sozusagen auf dem Duzfuß stehen — denn die Hauptgefahr der Ansteckung trifft uns selbst doch am meisten — nachdem uns der Seewind wochenlang auslüftete, und nachdem wir ferner viel besser als die Herrn Quarantäneschergen wissen wie man sich schützt, wegen der Marotte eines überspannten Mikroskopikers wie Zwischendecker behandelt und in unseren Plänen so abscheulich gestört werden sollten.

Doch darüber will ich meinen Kiel ein andermal in Galläpfeltinte tauchen.

* * *

Was ich an dem vieldiskutierten Isthmus zu sehen bekam, war einfach überwältigend. Ich hatte soviel von den „schmachvollen Zuständen" am Panamakanal gehört, daß ich auf das allerschlimmste gefaßt war. Aber ich muß gestehen, daß ich während meines kurzen Aufenthaltes an der Kanalzone gelernt habe, mich für die Verbreiter all der pikanten Geschichten von Schwindel, gemeinem Diebstahl und raffinierter Hochstaplerei zu schämen. Ja, ich stehe nicht an zu behaupten, daß ich noch nie ein gleich großartiges, genialeres und heldenmütiges Unternehmen zu bewundern Gelegenheit hatte. Auch möchte ich die Franzosen und vor allem den Grafen Ferdinand de Lesseps, den Erbauer des Suezkanals, keineswegs von meiner aufrichtigen Bewunderung ausnehmen. Es ist sehr leicht große Taten zu kritisieren, aber unendlich schwer sie zu überbieten. Wenn die gedankenlosen Schwätzer nur einen Blick in die unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten des Terrains werfen würden, so müßte ihr Tadel sofort

verstummen. Man vergegenwärtige sich zum Beispiel, daß der Kommission, welche unter der Führung von Lesseps im Jahre 1881 das gigantische Werk in Angriff nahm, die ungeheuerlich erscheinende Summe von 843 Millionen Francs bewilligt wurde. Und dennoch hatte man sich verrechnet, denn viele Kosten, wie die der Bauleitung, waren nicht berücksichtigt worden. Auch zeigten sich bei den Bohrungen



Fig. 86. Durchstich durch die Cordilleren.

die verschiedenen Erdschichten äußerst widerspenstig, ferner erwies sich das Gestein zuweilen als fließendes, was einmal ein Abrutschen von 80 000 Kubikmeter Erdmasse von den Seiten des Kanaldurchstiches zur Folge hatte, von vielen anderen unvorhergesehenen Möglichkeiten gar nicht zu sprechen. So begreift man leicht, daß man schließlich das doppelte des ursprünglich bewilligten Betrages benötigte. Sieben Jahre nach Beginn hatte man erst ein Drittel der gewaltigen Arbeit bewältigt und schon waren 1400 Millionen Francs geopfert worden. So war der Zusammenbruch nicht aufzuhalten und da man einen Sündenbock brauchte, so schrie

man „Kreuzige“ gegen den Märtyrer Lesseps, dessen Genius in allem technischen das richtige traf, der aber in merkantilen Fragen seine Anschläge zu niedrig gesetzt hatte.

Nach dem Plan von Lesseps sollte der Isthmus in einer Länge von 73 km durch einen offenen, im Gebirge 28 m und in der Ebene 50 m breiten Niveaukanal durchquert werden. Im Beginn sollte der Kanal im wesentlichen längs der alten



Fig. 87. Maschinenarbeit bei Culiebra.

Panamaeisenbahn verlaufen, um bei Gabun (10 km von Colón) sich mit dem Rio Chagres zu vereinen, dessen Lauf er im allgemeinen bis Obispo (46 km von Colón) zu folgen hätte. In der Nähe von Culiebra (55 km von Colón) sollte dann der Durchstich durch die niedrige Cordillerenkette stattfinden, um dann den Kanal in dem Bett des Rio Grande bis nach der Stadt Panama zu leiten. Als der weite Blick des Präsidenten Roosevelt die Notwendigkeit der Erwerbung des Kanals durch die Vereinigten Staaten erkannte und nach einem energischen Kampfe gegen beschränkte Senatorenköpfe seiner Überzeugung Geltung verschaffte, wurden die Lesseps-

schen Pläne im großen und ganzen indossiert mit der Modifikation, daß die Anlage zweier großen Seen im Innern der Landenge beschlossen wurde, und zwar indem man den Chagres an seiner nördlichen und den Rio Grande an seiner südlichen Mündung mit einem großen Dammbau in einer Entfernung von sieben Meilen von einander versah. Diese Dammbauten sind bestimmt das Wasser aufzustauen. Zwischen diesen beiden Seeen wird nun eine Kanalverbindung hergestellt. In Rücksicht auf die verschiedenen Niveaus beider Ozeane wurden drei Schleusen angelegt, welche die durchgehenden Schiffe um 85 Fuß zu heben und zu senken bestimmt sind. Die Vereinigten Staaten haben sich ausbedungen, im Umkreis von 10 Meilen im Bereich des Kanals alles Land unter ihre Oberhoheit zu bringen. Man nennt dieses Gebiet die Kanalzone. Ausgenommen sind die Städte Colón und Panama, jedoch kontrollieren die Vereinigten Staaten auch hier das ganze Sanitätswesen.

Seinen erfreulichsten Ausdruck findet diese praktische Fürsorge von Uncle Sam in dem großen Hospital der Stadt Colón. Dasselbe ist ursprünglich von den Franzosen errichtet, steht aber nunmehr gänzlich unter amerikanischer Direktion. Es ist direkt am Meere, etwa zwei Meilen vom Eingang in den Kanal entfernt, gelegen und ähnlich wie das Hospital in Port Limon, im Barackenstil erbaut, nimmt jedoch ein viel größeres Areal ein und gibt Raum für über 500 Patienten. Das ganze dehnt sich auf einer schmalen Landzunge, ähnlich wie Sandy Hook, beinahe eine halbe Meile entlang, denn die einzelnen Pavillons sind klein und lassen in kluger Anordnung große freie Zwischenräume zwischen sich, welche mit Palmen und blühendem Buschwerk ausgefüllt sind. Trotzdem ist der Allgemeineindruck zwar solid und praktisch, aber schmucklos und monoton. Das Meer umspült die Baracken auf der einen

Seite, während auf der anderen der Pfahlbaucharakter vorherrscht, so daß das Meer tatsächlich unter den Krankensälen durchbrandet. Das pathologische Institut empfängt die meisten Besucher nicht etwa wegen seiner wissenschaftlichen Wichtigkeit, sondern weil dort die meiste Kühle herrscht, da es weit ins Meer hinein gebaut und deshalb von allen Seiten für die



Fig. 88. Gebäude, welche das pathologische Institut und die Operationssäle enthalten.

Brisen empfänglich ist. Dort fand ich auch die meisten meiner Kollegen in kameradschaftlicher Konsultation beisammen. Bei meiner Anmeldung war ich von einem jungen Assistenten empfangen worden, welcher von der John Hopkinsuniversität, dieser Hochburg amerikanischer Wissenschaft, hierher berufen worden war. Als ich ihm meine Absicht eine photographische Aufnahme zu machen, kund tat, meinte er, der gestrenge Herr Direktor würde dagegen opponieren, worauf ich erwiderte, daß mich niemand daran hindern könne, die Gebäude von außen aufzunehmen. „Ja“, replizierte er, „wir

erlaubten seiner Zeit einem Japaner, unsere inneren Einrichtungen zu photographieren und nun haben sie alles in Japan nachgemacht". Dieser Eifer des Kollegen amüsierte mich nicht wenig. Er war einigermaßen verblüfft, als ich



Fig. 89. Seitliche Krankenpavillon-Reihe des Hospitals in Colón.

ihm sagte, daß diese Nachahmungssucht der Japaner doch nur zu ihrem Lobe spräche und daß unser Beruf eine chinesische Mauer nicht kennt. Als Herr Dr. Roland, der Direktor des Instituts davon hörte, bat er mich unter Lachen doch wenigstens das Innere eines Krankensaals abzukonterfeien, was ich selbstverständlich auch tat.

Bei der Inspektion der einzelnen Gebäude kann man schon par distance die amerikanische Hand entdecken. Sauber-

keit, Stille, Komfort und Ordnung, das graziöse Walten der unerreichbaren amerikanischen Krankenwärterin, sorgfältig geführte Krankenjournale und ein stetes auf dem Qui vive sein bei Unglücksfällen, ist auch hier charakteristisch. Wie



Fig. 90. Einer der Krankensäle im Amerikanischen Hospital zu Colón.

dankbar sind die Bürger von Panama, daß sie von dem langen amerikanischen Stock erreicht werden!

Über die Operationssäle läßt sich, wie bei der besten Frau, nichts sagen, denn es ist alles im modernen aseptischen Stil eingerichtet. Ein Röntgenapparat fehlt freilich, wie leider an so viel anderen Orten auch, aber der Chef versicherte mir, daß er bereits einen Durchleuchter bestellt habe. Die fabelhafte Technik der amerikanischen Chirurgen ist ja

bekannt und zeigt sich auch da unten in vollem Maße. Das Ärztekollegium hat hier einen schweren Stand. Trotz der verhältnismäßig hohen Honorare, welche diesen ärztlichen Wachtposten zugestanden werden, drängen sich die Kandidaten keineswegs zu der ebenso ehren- als gefahrvollen Stellung. Der einschneidenden Veränderungen ungeachtet, welche amerikanischer Energie zu verdanken sind, ist das Klima, besonders durch die Moskitoplage, immer noch ungemütlich und es ist sehr bezeichnend, daß mir ein Kollege beim Abschied noch nachrief: „Wenn Sie über uns schreiben sollten, so behaupten Sie gefälligst ja nicht, daß wir uns hier unten allzu wohl befinden.“

Es ist vor allen Dingen das Verdienst des Obersten Dr. William C. Gorgas, den bösen Geist im Bereich der Kanalzone gebannt und daselbst menschliche Zustände geschaffen zu haben. Vor wenigen Jahren noch war ein Aufenthalt in dieser gefürchteten Sphäre gleichbedeutend mit einem Kriegszug. Als in den Jahren 1850 bis 1855 die Eisenbahn von Colón nach Panama gebaut worden, wurde der vierte Teil der Arbeiter von bösartiger Malaria und gelbem Fieber dahingerafft.

Erst als die Vereinigten Staaten sich im Jahre 1904 den Dank der zivilisierten Welt dadurch verdienten, daß sie den Ausbau des Panamakanals übernahmen, änderte sich dieser entsetzliche Zustand mit einem Schlage. Die Erfahrungen, welche die oben erwähnte Kommission bei der Entseuchung von Kuba gesammelt hatte, insbesondere die Erkenntnis, daß der Moskito einzig und allein die Ansteckung vermittelt, bewahrte sich auch hier auf das glänzendste. Keines der siebzehn Dörfer, welches im Weichbild der Bahn von Colón nach Panama, also in der Nähe der Kanalzone liegt, welche nicht von Malaria oder gelbem Fieber durch-

seucht war, als Dr. Gorgas an der Spitze der amerikanischen Kanalkommission seine Reformen begann. Noch im Frühjahr 1905, als die Kommission durch bureaukratische Obstruktion an der Ausführung ihrer Vorsichtsmaßregeln ge-



Jamaikanische Krankenschwester. Operierter Indianer aus den Bahamainseln. Amerikanische Krankenschwester.

Fig. 91. Ein internationales Samariter-Kleeblatt.

hemmt war, sie bedurfte nämlich zwei Millionen Dollars pro Jahr zur praktischen Ausführung ihrer Pläne, starben noch mehrere der höchsten Beamten im Bereich des Isthmus am gelben Fieber, was eine allgemeine Reduktion der Angestellten zur Folge hatte. Aber wie nach dem spanisch-amerikanischen Kriege in Cuba, so verschwand auch hier das gelbe Fieber in wenigen Monaten, einzig und allein durch amerikanisches Genie, gepaart mit einem Heroismus sondergleichen. Die

lebensgefährlichen Experimente, welche die amerikanischen Ärzte an ihrem eigenen Leibe ausführten, um die Tücken des Feindes mit dem totbringenden mikroskopischen Stachel auszukundschaften, wird für alle Zeiten, wie die Tat eines Mucius Scävola, in der Geschichte fortleben.

Dr. Gorgas teilte das Terrain der seit mehr als vier Jahrhunderte lang infizierten Kanalzone in eine Reihe von Departements mit kleinen Hospitälern ein, denen ein Sanitätsinspektor vorstand. Über tausend Arbeiter wurden nun mit Ausgrabungen und Drainierung des Bodens betraut. Seit Dezember 1905 ist kein Fall von gelbem Fieber im Bereich der Kanalzone mehr vorgekommen. Die Sterblichkeitsziffer des vergangenen Jahres unter den 32 000 Arbeitern am Panamakanal betrug 6,4 vom Tausend, ein Prozentsatz, wie er unter so erschwerenden Umständen schwerlich niedriger gedacht werden kann.

Der Panamakanal sieht seiner Vollendung mit unfehlbarer Sicherheit entgegen. Es wird nicht mehr als acht Jahre dauern, vielleicht bloß noch sechs, bis das erste Schiff von Colón nach Panama fahren kann. Dann wird die Bedeutung der Vereinigten Staaten in das ungeheure steigen. Der Umweg über die Magellanstraße wird der Vergangenheit angehören und der Verkehr Europas mit dem Stillen Ozean direkt durch die amerikanische Kanalzone gehen. Die Route nach San Francisco wird dann um nicht weniger als 5136 Seemeilen abgekürzt werden. Das Sternenbanner dürfte dann unangreifbar zwischen den zwei großen Küsten der westlichen Hemisphäre wehen und die Freundschaft der ganzen zivilisierten Welt zu verlangen das Vorrecht besitzen. Mag man in Europa noch so sehr die Nase über den jungen Ursupator rümpfen, die Tatsache, daß man um seine Gunst wird buhlen müssen, kann durch keinerlei Spöttelei aus der Welt geschafft

werden. J'y suis, j'y reste, so hat es Uncle Sam nun einmal beschlossen. Gibt es eine europäische Macht, welche die große Mitgift nicht auch eingesteckt hätte, wäre ihm die Chance dazu geboten worden? Welch ein Glück für Deutschland, daß so viel seines eigenen Blutes in amerikanischen Venen kreist, was eine Bürgschaft dafür bedeutet, daß es zwischen den zwei größten Kulturländern der Gegenwart nie zu einem unlösbaren Konflikt kommen wird. Maßhalten, welches so tief im deutschen Wesen wurzelt, wird der romanischen und keltischen Abenteuertendenz ein Paroli bieten.

Der dominierende Einfluß der Vereinigten Staaten wird mit Eröffnung des Kanals über die Grenze von Südamerika hinausgehen. Das wird auch die Abneigung der romanischen Rasse nicht hindern können. Der Haß gegen die Angelsachsen ist insofern nicht ohne Berechtigung, als Albion den Spaniern eine Reihe ihrer schönsten Besitzungen zu entwinden verstanden hat. Auch macht der Engländer aus seiner Geringschützung der Hidalgos, welche er als ein blutdürstiges und hinterlistiges Volk ansieht, kein Hehl. Mit den Amerikanern steht man sich etwas besser, aber von einer Verbrüderung ist man himmelweit entfernt. Der lateinische Amerikaner wirft dem nördlichen Bruder Muckertum und allzugroßen Dollareifer vor, ohne zu bedenken, daß es neben den Dollarsjägern in den Vereinigten Staaten Millionen edler Menschen gibt, deren Lebensziel so unantastbar ist als es nur sein kann; Männer, welche den natürlichen Adel auf ihrer hohen Stirn tragen und welche, ohne den Wert des Geldes zu verachten, sich der Sünde fürchten, ein fragwürdig erworbenes Geldstück zu besitzen.

Der Panamakanal wird das, was von den lateinischen Eigenschaften gut ist, rasch entwickeln und die schlechten

romanischen Tendenzen im Bereich seiner Sphäre unterdrücken. Der geringe Handel der Nachbarstaaten wird einen ungeheuren Aufschwung nehmen müssen und die Assimilierung mit dem großen Bruder wird sich als unendlich segensreich für sie alle erweisen. Dann wird es Zeit für die



Fig. 92. Columbus-Denkmal am Eingang zum Panama-Kanal in Colón.

Nörgler, sich zu verkriechen und anderorts ihre neidlichen Maulwurfsfallen zu stellen.

Die Stadt Colón, welche früher ein dürftiges Aussehen hatte, läßt den amerikanischen Finger schon deutlich erkennen. Die Straßen strotzen förmlich von Sauberkeit, an Stelle der früheren Hütten stehen stattliche Läden und Wohnhäuser. Öffentliche Gebäude gab es früher so gut wie gar nicht, während die amerikanische Ära prächtige Steinbauten errichtete. Das vor kurzem fertig gestellte Postgebäude zum

Beispiel würde einer Residenz zur Zierde gereichen. Unzählige Läden mit prächtigen Auslagen laden zum Kauf. Namentlich die großen Seidenmagazine der chinesischen Kaufleute bilden das Entzücken der seidebedürftigen Damen. Man kauft die kostbarsten chinesischen Gewänder um verhältnismäßig sehr geringe Preise. Die Einwohnerzahl der Stadt ist



Fig. 93. Beginn des Panama-Kanals bei Colón.

von 5000 auf 15 000 gestiegen, der Verkehr ist enorm und trotz der zeitweise unangenehmen feuchtwarmen Witterung hält der Geschäftsgeist die fremden Kaufleute auf Jahre hinaus fest.

Man sieht in dieser kosmopolitischen Zone Menschen aller Nationen. Am Bahnhof fiel mir eine Karawane hünenhafter Ostindier auf, welche als Frachtarbeiter importiert waren. In ihren weißen Turbanen und den verzierten grünen Spencern gewährten sie einen gar malerischen Anblick.

Einen schönen Ausblick auf den Panamakanal gewinnt man vom Columbusdenkmal aus, welches an einen kleinen Vorsprung am Eingang errichtet ist. Soweit das Auge reicht, sieht man noch die Spuren erfolgreicher Tätigkeit seitens der Lessepsleute. Man sollte diese Ehrenzeichen der Grande Nation nicht, wie es so häufig geschieht, einfach ignorieren.

* * *

Als ich auf dem Dampfer zurückkehrte, fand ich meine Familie in heller Verzweiflung, da ich länger ausgeblieben war, als ich in Aussicht genommen hatte. Mein Ehegemahl dachte schon, daß ich zur Sühne meiner Escapade in einer düsteren Klause eingesponnen wäre, womöglich ohne Speise und Trank. Nun alles gut gegangen war und ich durch eine glücklich gewählte Seidenrobe das Barometer auf schön Wetter geschraubt hatte, durfte ich Zeuge eines interessanten Abschiedsständchens sein, welches einem unserer Passagiere von der Heilsarmee gebracht wurde. Ich kann nicht behaupten, daß der mit dieser Ovation verbundene Lärm meinen Ohren zum Heil gereichte und zog es vor, die neuen Passagiere im Salon zu mustern. Da kam ich aber vom Regen in die Traufe. Hatte sich da nämlich ein Konsortium sogenannter Varietätskünstler am Klavier postiert und sang, geigte und klimperte darauf los, daß ich schleunigst Fersengeld gab. Besonders wird das Saitenspiel dem Nebenmenschen oft zu viel! Trotzdem der Bogen von einer leidlich jugendlichen Bühnenschönheit geführt wurde, so klang es nicht wie Sphärenmusik und als die Schiffskapelle das unvermeidliche „Muß i denn zum Städtle hinaus“ intonierte, entdeckte ich zum ersten mal, daß auch den Blasebälgern eine künstlerische Seite inne wohnt.

Nun ging es wieder nordwärts, nach Kingston zu. Am Abend organisierte sich der Thespiskarren und versetzte uns ein sogenanntes Konzert, verunziert durch moderne, mit lebhafter Extremitätenbegleitung garnierte Kouplets, welche unsere junge Dame von der Heilsarmee aus dem Salon trieb. Der Maître de plaisir war ein Mischling spanischen und indianischen Blutes, der sich zugleich als Demonstrator eines zusammenlegbaren Luftballons in einer Konzerthalle in Kingston präsentieren wollte. Obgleich erst Mitte der Dreißiger, hatte er wie unser Chinese, schon eine Vergangenheit. Einer unserer Mitreisenden kannte ihn als einen notorischen Banknotenfabrikanten, welcher seine Kunstwerke jedoch ohne das Einverständnis der südamerikanischen Regierungen zirkulieren ließ, was ihn zu einem wohlhabenden, aber gleichzeitig viel umworbenen Manne machte. Die Werber trugen freilich zumeist eine Polizeiuniform, was den Vielgesuchten das Weite suchen ließ. Die anderen Werber waren junge und alte Schönen, welche den kühnen Abenteurer anbeteten. Diese Art Werber waren zumeist erfolgreicher als die Häscher. Shakespeare sagt nicht umsonst: „Schwachheit, dein Name ist Weib". Wenn der größte Spitzbube ein romantisches Mäntelchen um hat, so fliegt das schwache Geschlecht auf ihn zu, wie die Motten auf die Stalllaterne. Gott verzeihe mir diese Indiskretion!

Das Wetter während der Rückfahrt nach Kingston war prachtvoll, so daß eitel Fröhlichkeit an Bord herrschte. Am Abend beobachteten wir einen herrlichen Sonnenuntergang, wie er in Europa seines gleichen nicht findet. Der Farbenreichtum des Horizontes, vom flammenden Scharlachrot zum goldenen Gelb, vom hellsten und dunkelsten Grün zum hellsten Silbergrau spottet aller Beschreibung. Dann leuchtet das Meer in hellem Rosa, welches sich innerhalb weniger

Minuten in Violett wandelt, als ob die Wellen mit Millionen von Amethysten besetzt wären. Zuletzt wird das ganze überschattet von blaugrauen Wolkenzügen, aus denen sich goldfunkelnde Tupfen zwischen himmelblauen Flächen herausheben, so daß man denkt, man blicke in einen Zaubergarten, welcher von phantastischen goldenen Palästen und blauen Seen durchzogen ist. So muß eine Fata morgana aussehen, die dem verdurstenden Wüstenwanderer noch einmal alle Herrlichkeiten des Paradieses zeigen will.

Der Sternenhimmel in den Tropen ist ebenfalls von einziger Pracht. Der Glanz der Himmelskörper ist strahlender und der Weltenraum erscheint heller und durchsichtiger. Wenn man, in einer verlassenen Ecke des Schiffsdecks liegend, in den Sternenhimmel blickt, so müßte man schon an Größenwahn leiden, wenn man sich inmitten all dieses Wunderbaren nicht als ein vollendetes Nichts vorkäme. Und solche Erwägungen tun nicht einmal weh. Ja, die Seele wird freier, wenn sie in dem aufklärenden Glanze der Himmelslichter sich selbst auf ihre Klarheit prüft.

Eines der interessantesten Phänomeae am Sternenhimmel der südlichen Meere ist der Anblick des sogenannten südlichen Kreuzes, welches man in der Nähe der Nordküste Südamerikas gewöhnlich etwas vor Mitternacht zu sehen bekommt.

Am Vormittag des übernächsten Tages liefen wir wieder in Kingston ein, wo wir erfuhren, daß wenige Tage vorher ein Erdstoß stattgefnnden habe. Derselbe wurde uns minutiös von einem ehemaligen Reisegefährten beschrieben, welcher seine Ferien in Kingston verbracht hatte, während wir in Südamerika vagabundierten. Er schilderte, daß das Constant Springs Hotel, in welchem er nächtigte, gehörig gewackelt habe, etwa wie ein Baum, den man herzhaft schüttelt.

Seine Nachbarin wäre im tiefsten Negligé auf den Korridor gestürzt und hätte dort einen vorbeieilenden Kellner erfaßt, um ihn zu fragen, wie lange das Erdbeben wohl dauere, was der entsetzte Ganymed leider auch nicht beantworten konnte.

Wir benutzten unseren mehrstündigen Aufenthalt zu



Fig. 94. Villa eines wohlhabenden Kaufmanns in der Nähe von Kingston.

einem Bummel vor die Stadt, wo wir in einem der reizenden Landhäuser zu Gaste geladen waren. Beim Heimweg wurden wir von einer derart dichten Staubwolke überrascht, daß wir uns eine Minute lang gar nicht mehr sehen konnten. Dies erschien uns zu längerer Wanderung etwas ungemütlich, weshalb wir schleunigst unseren Dampfer zueilten. An Bord erhielten wir den Besuch der Matrosen des Schulschiffs Moltke, welche weniger vom Patriotismus geleitet als nach unserem

schaumigen Naß verlangend, in hellen Haufen herbeiströmten. Wir begrüßten die wackeren Jungen mit großer Herzlickeit. Ich freute mich in zwangloser Unterhaltung mit mehreren derselben über deren Bildungsgrad und gewinnendes Benehmen. Wenn doch der deutsche Philister einmal einsähe, welch wertvolle Erziehung seinen Söhnen im verlästerten Commis wird und besonders, wenn ihnen Gelegenheit wird, fremde Länder zu besuchen. Zum Abschied durften sich die Teerjacken alle Taschen voll Bananen stecken. Der Kapitän meinte, Bier und Bananen dürften eine heillose Mischung geben. Hoffentlich ist es nicht gar zu schlimm geworden.

Am nächsten Morgen sichteten wir bei herrlichstem Wetter die Südküste von Cuba und hatten zugleich die Freude, beim Passieren der Windwards-Durchfahrt die bergige Küste von Hayti zu schauen. Sie glich von weitem den südcubanischen Ufern.

Als wir die Windward-Passage hinter uns gelassen hatten, beobachteten wir ein seltenes Schauspiel. Hinter uns erhob sich nämlich plötzlich eine Wasserhose, welche wie eine gigantische Säule aus dem Meer emporzusteigen und das Himmelsgewölbe zu stützen schien. Man kann viele tausende von Meilen den Atlantischen Ozean durchqueren, ohne ein derartiges Phänomen zu sehen, in der Windwardzone soll es jedoch öfter beobachtet werden. Seine Ursache ist eine Luftbewegung, deren Kern einen stark aufwärtsstrebenden Atmosphärenstrom darstellt und von spiraligen Bewegungen umringt wird, innerhalb welcher die Luft in die Höhe getrieben wird, um dann oben wieder allenthalben zu entweichen. Es bilden sich dann oben Wolken, welche wie Kürbisse am Horizont herunterhängen und sich allmählich in Regen auflösen. Wenn ein kleines Schiff in eine Wasserhose gerät, so ist es verloren.

Gegen Abend erreichten wir die Fortune Islands, wo wir unsere dienstbeflissenen Insulaner wohlbehalten wieder abluden. Ihr Gepäck hatte sich bedeutend vergrößert.

Am anderen Tage begann das Wetter stürmisch zu werden. Erst als wir das Kap Hatteras passiert hatten, nahm Poseidon wieder Raison an. Zugleich erinnerte uns eine



Fig. 95. Deutsches Schulschiff „Moltke“ im Hafen von Kingston. Im Vordergrund der Stern des „Prinz Joachim“.

nördliche Brise daran, daß die schönen Tage der Sommerwärme vorüber waren und dicke Winterüberzieher und Fausthandschuhe wurden wieder Trumpf.

Und doch gedenken wir sonder Bedauern der schönen Länder, die ein freundliches Fatum uns zu schauen vergönnte. Wir taten einen tiefen Blick in das Weltgetriebe, denn wir lernten mehr als je verstehen, warum wir Nordländer an der Spitze der Zivilisation maschieren. Es ist der Kantsche Imperativ, welcher angesichts der kargen Scholle uns zu

ernstem Arbeiten zwingt. Die Hindernisse sind es, nicht das Wohlleben welche den Mann wachsen lassen, wie die Hemmnisse die Intensität des Elektrizitätsstromes steigern. Nicht umsonst haben die wohlwollenden Götter den Schweiß vor den Erfolg gesetzt.

* * *

Ich würde mich einer Unterlassungssünde schuldig machen, würde ich nicht voll Dankes des Kapitäns und unserer prächtigen Schiffsmannschaft gedenken, denn sie trugen viel dazu bei, das schöne noch schöner zu gestalten und andererseits unvermeidbare Unbequemlichkeiten möglichst zu verringern. Der Kapitän von Leitner, ein blonder Vierziger von angenehmem Äußeren, nennt das Milieu Fritz Reuters seine Heimat. Er ist das prächtige Prototyp des gutmütigen, aber in der Stunde des Ernstes energischen Seemanns. Als ich mich ihm einige Tage vor unserer Abfahrt als Passagierkandidat vorstellte und er mir zum Willkommen seine breite Seemannsflosse reichte, da war ich, als ich in sein freimütig-ehrliches Antlitz schaute, gleich davon überzeugt, daß wir gute Freunde werden würden und wir sind es auch geworden.

An einen Arzt stellt das Publikum die unglaublichsten Forderungen, aber was man erst von einem Kapitän heutzutage verlangt, das spottet aller Beschreibung. Er soll das „Fortiter in re, suaviter in modo“ exekutieren, aber wehe ihm wenn sein fortiter einen Passagier streift, dem dasselbe irgendwelche vermeintliche Einschränkung seines Komforts involvierte. Dann taugt der Kapitän sicher nichts. Er soll wetterfest auf der Brücke stehen, wenn Poseidon gegen die Wanten donnert, und dauert der Sturm 3 Nächte, so darf er ebenso lange nicht aus den Kleidern heraus. Und dann soll er noch von Honigseim tropfen, wenn eine alte Schachtel ihn anhält,

um zu fragen, ob es heute Mittag Apfelstrudel oder Erdbeertorte gibt, oder ob die Sonne bald heraus kommt. Ich habe viel auf meinen vielen Ozeanfahrten gelernt, besonders aber das Maxim, daß ich keine Fragen an den Kapitän mehr stelle, denn erstens fürchtet sich der Ärmste ohnehin schon vor dem Gefragtwerden wie der Teufel vor dem Weihwasser und zweitens bekommt man nur selten eine befriedigende Auskunft. Man berichtet, daß einem Fragebold, welcher den Kapitän nach einem Steuermann fragte mit welchem er ein Jahr zuvor gereist war, die Antwort wurde: „Der arme Kerl ist gestorben, man hat ihn zu Tode gefragt."

Es ist zu verwundern, daß die Dampfergesellschaften immer noch auserlesene Männer finden, welche den Kapitänsberuf zu ergreifen willens sind. Jahre lang von Frau und Kind getrennt, in Sturm und Wetter sich den Boreas ins Gesicht schleudern lassen, als wäre es auf eine Kanonade mit spitzen Schuhnägeln abgesehen und beim geringsten Versehen in Gefahr zu stranden und mit schlichtem Abschied entlassen zu werden, wahrhaftig, das sind keine lockenden Aussichten! Unser Kapitän aber „forcht' sich nit, ging seines Weges Schritt für Schritt" wie der wackere Schwabe und wenn er sich wirklich Sorgen machte, so wußte er dies uns gegenüber stets unter einem freundlichen Gesicht zu verbergen. Sein treffsicheres Augenmaß hatte ich nicht bloß Gelegenheit, bei der eleganten Drehung des Dampfers in dem kleinen Theepot von Cartagena zu bewundern, sondern auch als er eine Ratte, welche sich schnöder Weise auf die Freitreppe des Salons verirrt hatte, mit einem wohlgezielten Fußtritt ins Rattenparadies beförderte. Sein Witz hat uns viele frohe Stunden bereitet.

Die drei Offiziere waren lauter schneidige Herren, der erste ernst, pflichteifrig und gefällig, der zweite ebenfalls

pflichtgetreu und stets patent, so daß er auf einem Appell als Muster hätte dienen können. Der jüngste Offizier war uns durch seine hohe Bildung, welche er mit großer Bescheidenheit trug, sehr sympathisch geworden und danke ich seinen Belehrungen vielfache Anregung.

Der Schiffsarzt Dr. Gebhard, mein treuester Begleiter, entstammt deutschen Eltern und studierte in dem ewiggrünen Ackerbaustaat Vermont. Von der Tüchtigkeit seines Wissens konnte ich mich wiederholt überzeugen. Er war der allgemeine Liebling der Schiffsbewohner.

Die Pièce de résistance der Beamten aber war der Zahlmeister, eine hübsche Erscheinung in eleganter Uniform und tadellosen Allüren, auf dem die Augen der Schönen mit ausgesprochenem Wohlgefallen ruhten. Auch ihm verdanke ich viele Aufmerksamkeiten.

Der Obermaschinist war ein stiller ruhiger Mann von großem Wissen, der sich ein Vergnügen daraus machte uns in die Mysterien des Maschinenbaus und geographischer Probleme blicken zu lassen. Er blickte scheelen Auges auf die Schwarzen, welche ihm zu Diensten befohlen waren.

Der Chef des Marconiapparates, kurzweg „Wireless“ (Drahtloser) genannt, wußte trotz seiner 21 Jahre schon mit den Jungfrauen umzugehen als wären sie Federbälle und böse Zungen behaupteten, daß ihm in jedem Hafen des Karaibischen Meeres Verehrerinnen lebten, welche sämtlich darauf warteten, an seiner drahtlosen Seite durch das Leben zu wandern. Ihm schien das aber keine Sorgen zu machen, denn sein Loos schien auf der allersonnigsten Seite des Lebens zu liegen und er pfiff und sang den ganzen Tag. Er war übrigens deutscher Abkunft und im ganzen ein sympathischer Fant. Sein sogenanntes Geschäft verstand er aus dem ff.

Eine eigentümliche Zugabe war der alte Supercargo, ein verflossener englischer Kapitän, welchen die Hamburger Linie vor mehreren Jahren mit in den Kauf genommen hatte, als sie die alte englische Gesellschaft auskaufte. Er hatte jahrelang als Steuermann die Weltmeere durchzogen, bis man ihn endlich, als er sich schon den sechzigern näherte, zum Kapitän machte. Man hatte zwar keine großen Erwartungen von ihm gehegt, aber daß er schon beim ersten Mal seinen Kasten auflaufen lassen würde, nahm man doch einigermaßen übel. So wurde er denn als Überfrachterich den Hamburgern beigesellt. Auf dem Prinzen Joachim fiel ihm die weltbewegende Aufgabe zu, die Temperaturen zweimal täglich in den Fruchträumen zu beobachten, ein Amt, dem er sich natürlich erst dann unterziehen konnte, als wir Früchte hatten und das war vor Port Limon ja nicht der Fall. Dann aber mußte man ihn sehen, mit welcher Würde er in sein Dominium hinabstieg und mit welcher Wichtigkeit er den Passagieren die Gradeunterschiede mitteilte. Im Anfang hörte man ihm gern zu, aber im weiteren Verlauf entwickelte er einen Wurm dessen Krümmungen nicht auszuhalten waren und wenn er einem auch bei dem Versuch loszukommen, einen Knopf abdrehte, so zog man doch die Flucht dem Besitze des Knopfes vor. Zuletzt fand der arme Kerl, der mich immer an den Scheffelschen Feldkaplan erinnerte, welcher mit dem durstigen Rodenstein auf ewige Zeiten herumzuziehen verdammt ist, Niemand mehr, welcher seine Räubergeschichten anhörte, so daß er sich in Ermangelung eines besseren mit Selbstgesprächen behalf. Wir beobachteten ihn eines Tages, als er auf dem verlassenen Hinterdeck hin und herrannte, als wolle er einige Zwölfpfünder losschießen, wobei er abwechlungsweise sang und sprach. Ich nahm mir die Freiheit ihn zu fragen, ob er imaginäre Rekruten drille, worauf er erwiderte:

„Nein, aber in meinem Innern kämpfen zwei Naturen, von denen die eine sich gegen die andere auflehnt. Ich verteidige nun alle beide.“ Ich hätte ihm soviel Faustnatur gar nicht zugetraut und bedeutete ihm, daß ich ihn in dieser bedeutsamen Beschäftigung nicht stören wolle. Der brave Supercargo erfreute sich trotz seines siebzigsten Lebensjahres eines kolossalen Appetits. Es war ein Vergnügen ihn an der Tafelrunde zu beobachten, aus welcher sich sein joviales Gesicht wie das einer rasierten Ratte heraushob. Es ist recht schlecht von mir, meinen Spaß an dem alten Herrn zu haben, aber die Komik war zu groß, um meinen Lesern ihre Erwähnung vorzuenthalten.

Noch viel ließe sich über die anderen Mannschaften sagen, es würde jedoch zu weit abseits führen. Nur den Piccolo wollte ich noch erwähnen, welchen ich im Angedenken an den stummen Wächter des Heidelberges Fasses „Perkeo“ getauft hatte, was ihm nicht unangenehm zu sein schien. Er zählte bereits der Sommer vierundzwanzig, da er aber noch nicht einmal um Hauptes Länge über die Tischkante hinausragte, so hätte man ihn für einen halbwüchsigen Jungen halten können.

Ein 11jähriger Passagier weiblichen Geschlechts hatte ihn auch demgemäß taxiert und war sehr beleidigt, als er verweigerte ihr als Spielgenosse zu dienen. War er demgemäß als Page nicht an seinem Platze, so verstand er es andererseits, sich bei seinen Kollegen in gewaltigen Respekt zu setzen und das, was ihm an Größe abging, durch das Gewicht seiner Redeweise auszugleichen. Ein preußischer Sergeant, welcher Rekruten exerziert, hätte noch von ihm lernen können, wie man mit schneidiger Satire die Gebrechen seiner Nebenmenschen geißeln kann. Ich war einmal ungesehener Zuhörer eines Zwiegesprächs, in welchem ein Stimmgewaltiger seinen

Gefährten in Grund und Boden hineinschnauzte und glaubte einen veritablen Goliath zu finden, als ich zu meinem maßlosen Erstaunen entdeckte, daß Perkeo der Maulheld war, welcher das Schlachtfeld behauptete. An unserer Christfeier hatte er der Germania huldvoll die Schleppe getragen, als man ihm aber darüber allerlei Komplimente machte, begann er die Federn zu sträuben und wurde zuletzt so ausfallend, daß ihm ein paar Backpfeifen zu teil wurden, welche die Geläufigkeit seines Mundwerkes auf einige Tage in Fesseln legten. Trotzdem er seine Klagen in das sogenannte Beschwerdebuch aushauchte, wurde er aus Gründen höherer Staatsraison in die zweite Klasse des Marinestandes versetzt und fristete nun hinten in der zweiten Kajüte, wo er in trüber Einsamkeit direkt über den ungemütlichen Bewegungen der Schiffsschraube über die Trefflichkeit des Si tacuisses, philosophus mansisses nachdenken konnte, bis die Fingereindrücke auf seinen feisten Wänglein wieder verschwunden waren. Die Stewarde waren übrigens alle durchaus höflich und zuvorkommend.



Fig. 96. Kapitän von Leitner und sein jüngster Passagier vor dem Steuerhäuschen.

Von unseren Passagieren habe ich schon teilweise gesprochen. Bei der Abfahrt von New York bemerkten wir mit Interesse, daß an unserer Tafel drei ehemalige Krankenwärterinnen saßen. Die eine war eine wirkliche Dame aus Kingston von spanischem Typus, welche auf der Medizinschule des Long Island Hospitals absolviert hatte. Sie heiratete einen wohlhabenden Plantagenbesitzer in Jamaica und hatte mit Mann und Kindern New York aufgesucht, vm sich wegen ihrer Gesundheit Rates zu holen. Ihre Kinder waren trotz eines leicht gelblichen Teints von seltener Schönheit, und ihre großen schwarzen Augen konnten uns wie Feuerkugeln anschauen. Ihr Körper war allerdings delikat und gebrechlich.

Eine andere Krankenwärterin hatte in der Blüte ihrer jungen Jahre einem nahezu achtzigjährigen Kaufmann aus Colón die Hand zum Lebensbunde gereicht und wurde von ihm, den wir Methusalem nannten, mit zarten Aufmerksamkeiten überhäuft. Die jüngeren Elemente schienen dem etwas wackeligen alten Herrn den Besitz des jungen Weibes, dessen edle Züge und formvollendete Gestalt an griechische Classizität erinnerten, nicht zu gönnen. Die dritte Pflegerin, eine einfache, bescheidene und ehrenwerte Erscheinung, hatte sich mit dem Landonkel aus dem puritanischen Staate Massachussets vermählt, den ich bei Gelegenheit unserer Eisenbahnfahrt nach San José schon wenig schmeichelhaft erwähnt hatte. Da er an seiner Bildung leicht zu tragen hatte, so suchte er seiner Umgebung durch Entfaltung eines kleinstädtischen Luxus zu imponieren, was ihn, ebenso wie seine zur Schau getragene Eifersucht, mehrmals zum Gegenstand der allgemeinen Satire machte. Das ungleiche Paar blieb in Kingston zurück und an seine Stelle trat eine neue Ausgabe des Flegeltums, nämlich ein Sohn Albions, welcher mit seiner

adeligen Gemahlin auf uns heruntersah, als erwartete er von uns einen untertänigsten Bauchrutsch. Auf die Ausführung dieser Dienstleistung hat er allerdings noch heute zu warten. Auf meinen Reisen fand ich stets, daß die Engländer im Ausüben internationaler Flegelei das vollkommenste leisten. Aus meiner Studentenzeit in Heidelberg, wo die Engländer ja förmlich zirkulieren, erinnere ich mich, daß wir Flegel und Engländer für identische Begriffe hielten. Ich war deshalb auf das angenehmste überrascht, daß ich bei meinem ersten Besuch im Inselreich ein Wesen fand, welches meinen vorher gefaßten Ansichten über das Benehmen der Einwohner gänzlich widersprach. Ja, ich habe auf meinen wiederholten Besuchen englischer Gebiete nicht einen einzigen Flegel kennen gelernt. Über diese merkwürdige Erfahrung dachte ich oft nach und es scheint mir, daß der in Deutschland und unter Deutschen reisende Engländer ganz andere Konzeptionen hat als der sich redlich in seinem Lande Nährende. Und den größten Teil der Schuld scheint mir der gute Michel höchstselbst zu tragen, welcher namentlich in früheren Jahren sich vor den englischen Lords, oder auch wohl einmal vor wohlparfümierten Londoner Schneidergesellen, wie vor einem Götzenbild tief verneigte. Die Servilität lag dem deutschen Bourgeois immer zu sehr im Blute und es war nicht allein der Respekt vor dem Mammon sondern vor allem fremdländischen. Das wußte und fühlte der reisende Engländer und darum hielt er sich berechtigt den Michel, der seine Zipfelmütze so tief vor ihm zog, comme canaille zu behandeln. Und das geschah dem Michel ganz recht. Was braucht er seine grundehrliche Wirbelsäule zu beugen vor einem, der um kein Haar besser ist als er? Der eiserne Otto pflegte zu sagen: „A corsaire corsaire et demi“. Wir Studenten übersetzten das seiner Zeit etwas frei in: „Die beste Verteidigung ist der Vorhieb“, ins

populäre übersetzt: Wenn Du einem reisenden Engländer begegnest, so blicke ihn schon im voraus von oben herunter an. Nach diesen Prinzipien behandelte ich unseren englischen Zuwachs von Kingston und siehe da, mit vollendetem Erfolg, denn man konnte plötzlich höflich werden. Die guten Leute hatten sich entschuldigt, daß sie an Bord eines deutschen Dampfers fahren mußten, als wäre ihnen derselbe nicht gut genug. Alle Achtung vor den großen Engländern, vor allem ihrem unsterblichen Shakespeare, der sie ja auch genau genug kannte, wie er es in seinen Komödien beweist, aber die Deutschen können sich doch noch größerer geistiger Taten rühmen und wenn es einmal zu einem weltgerichtlichen Abwägen der nationalen Verdienste käme, so dürfte das Zünglein der Wage doch bedenklich nach dem Rhein zu gravitieren. Die übrigen Passagiere der ersten Kajüte, wir zählten etwa 63, waren zumeist Kaufleute, großenteils von ihren Frauen behütet und ausnahmslos angenehme Menschen, mit denen es ein Vergnügen war, zu verkehren.

Von New York bis Colón hatten wir als Tischnachbarn einen deutschen Ingenieur mit seiner liebreizenden Gattin, welcher in Ecuador moderne Fabrikanlagen zu bauen berufen war. Er reiste mit der Isthmusbahn nach Panama, um von dort per Dampfer nach Guajaquil zu fahren. Als sie in Colón ausstiegen, erfuhren die Ärmsten, daß in Guajaquil die Pest ausgebrochen war, so daß sie statt einer kurzen Eisenbahnfahrt den acht Tage währenden Reitweg über die wilden Kordilleren wählen mußten. Der Herr Ingenieur war ein Mann von starken Überzeugungen und ging in seinem Wahrheitsbedürfnis soweit, daß er den Behauptungen anderer wie auf Kommando widersprach. Da ich der Ansicht huldige, daß auch im Gespräch jeder nach seiner eigenen Façon selig zu werden berechtigt ist, so suchte ich das Sujet nach an-

derer Richtung zu locken, sobald er unangenehm wurde. Als er mich aber im Gebiet meines eigenen Berufes zu belehren suchte, kehrte ich den Stiel um. Es hat auch geholfen. Die im Grunde sehr ehrlich gemeinte Eigenschaft, alles zu bekritteln, ist eine der schlimmsten Auswüchse des deutschen Charakters und trägt im Auslande viel dazu bei, die Deutschen unbeliebt zu machen. Bei Privatleuten ist dies nicht von weittragender Bedeutung. Wir treffen aber solche Charaktere auch da und dort unter den Repräsentanten des deutschen Reiches im Ausland, welche glauben, den Interessen des Vaterlandes dadurch am besten zu dienen, wenn sie bei jeder Gelegenheit mit Kürassierstiefeln auftreten. Die meinen es ja auch ganz gut, sie schaden aber dem Ansehen ihrer Behörde ungemein, denn die Amerikaner perhorreszieren diese Art des Auftretens und lassen es das Deutsche Reich entgelten. Speziell in den Vereinigten Staaten bedarf es besonders kluger Leute, welche ihre Würde mit größter Behutsamkeit zur Schau tragen müssen, um zu guterletzt ihr Ziel zwar langsamer, aber ohne zu verletzen, erreichen. Nirgends ist die Notwendigkeit des fortiter in re, suaviter in modo, im Interesse des deutschen Reiches so dringend angebracht, als in den Vereinigten Staaten.



Druck von Leonhard Simion Nf., Berlin SW 48.

